

Olympe

Feministische Arbeitshefte zur Politik



Secondas

sichtbar vielfältig

Heft 22

INHALTSVERZEICHNIS

Zu dieser Ausgabe	4	<i>Nadia Bellardi</i> Migrations(un)erfahrene Medien?	80
SICHTBARKEIT		<i>Marie-Anne Pinheiro-Fankhauser</i> Tamilische Secondas und Secondos in der Schweiz	86
<i>Isabelle My Hanh Derungs</i> Die Zweite Generation Bewegtes Leben zwischen Fremdbestimmungen?	6	<i>Vania Alleva</i> Vorbildfunktion wahrnehmen	93
<i>María do Mar Castro Varela</i> Soziale Verletzlichkeit und Repräsentation Migrantinnen als Minorisierte und widerständige Visionärinnen	14	<i>Brigit Keller</i> Ein Netz des Möglichen Reflexion über unsere Zusammenarbeit	98
<i>Anne Juhasz</i> Identifizierung und Distanzierung «Secondas» in der Schweiz	23	VIELFÄLTIG SICHTBAR	
<i>Cornelia Mayinger Bahadi</i> Secondas Leistung und Beitrag bei der Gestaltung der hiesigen Gesellschaft	30	<i>Renika John Rajeswaran</i> Eigenes Porträt	107
<i>Jael Bueno</i> Zwischen Utopie und Wirklichkeit Frauen mit Migrationserfahrung in der Schweiz	34	<i>Myrsini Arvanitis</i> Porträt: Arbnora	109
<i>Sabina Larcher</i> Was sprachlich normal ist	47	<i>Rosanna Ambrosi</i> Zwei Porträts: Francesca und Antonella	114
<i>Anni Lanz</i> Was geschieht mit Frauenforderungen in der Migrationspolitik?	52	<i>Renata Ivanisevic</i> Zwei Geschichten Wie Ausländer sein sollen, In the Ghetto	121
VIELFALT		TAGUNGSBERICHTE	
<i>Isabel Miko Iso</i> Eins, zwei, drei, viele Zum Verhältnis von Geschlechterdiversität und Migration	60	Veranstaltung Global Kids	127
<i>Susanna Perin</i> Die Arbeit an der Repräsentation Ein Versuch, über Theorie, Erfahrungen und Medienkritik zu einer Praxisanwendung zu kommen	71	Tagung Utopien	129
		Menschenrechte-Bericht	130
		BÜCHER ZUM THEMA	133
		AUTORINNEN	142

Zu dieser Ausgabe

«Wer sind sie?» ist die übliche Frage, wenn der Begriff *Secondas* fällt.

«Was machen sie?» war die Anschlussfrage, die sich die Redaktion stellte.

Der Versuch, diese Frage zu beantworten, leitete die Redaktionsarbeit für dieses Heft. *Secondas* wurden angefragt, ihre Reflexionen, Erkenntnisse, Berufs- und Lebenserfahrung niederzuschreiben, um auf die Frage nach der Selbstrepräsentation und -verortung, der Beschäftigung, der sozialen und politischen Positionierung zu antworten.

Die Fotografien von Genny Russo dokumentieren auf den ersten Blick: Sichtbar und vielfältig stellen sich die *Secondas* dar, als Frauen, die die hiesige Gesellschaft mitgestalten. Isabelle My Hanh Derungs reflektiert kritisch und mit feiner Ironie über viele Mythen im Zusammenhang mit Migration/Integration und über deren AkteurInnen. Maria Do Mar Castro Varela zeichnet in ihrem Beitrag Utopien von sozialer Gerechtigkeit – Utopien, in denen struktureller Rassismus wie auch die alltägliche rassistische Gewalt der Kritik unterzogen werden.

4 «Die *Seconda* gibt es nicht», berichtet Cornelia Mayinger in ihrem Artikel. Die Identifizierung mit oder die Distanzierung von dem Begriff *Seconda* analysiert Anne Juhasz anhand von biographischen Erfahrungen und Entwicklungen.

Wie sich Frauenforderungen in der Migrationspolitik platzieren, betrachtet Anni Lanz. Ob die den Migrantinnen zugeschriebenen traditionellen und nicht emanzipierten Weiblichkeitsmerkmale überhaupt thematisiert werden, leitet die Debatte ein. Isabel Miko geht darauf ein, was die Variablen Migration und Gender zur Diskussion beitragen.

Die Gestaltung einer vielfältigen Gesellschaft mit Widersprüchen und Ausgrenzungen beschreiben die Beiträge von Marianne Pinheiro Fankhauser und Vania Alleva. Wie diese Vielfalt sichtbar, durch die Medien repräsentiert und in der Medienarbeit wahrgenommen wird, schildern Susanna Perin und Nadia Bellardi aus ihrer beruflichen Erfahrung.

Die *Secondas*, die jungen Frauen mit Migrationserfahrung, sind Teil der hiesigen Gesellschaft. Sie sind hier, nicht nur weil sie hier wohnen, sondern weil sie das Leben der schweizerischen Gesellschaft mitgestalten. Renika John Rajeswaran und Myrsini Arvanitis, zwei Schülerinnen, porträtieren sich selbst. Für das Heft konnten wir zudem Rosanna Ambrosi für ein Porträt und Renata Ivanisevic mit ihren Geschichten gewinnen.

Sichtbarkeit ist für jede Person und jede Sozialgruppe ein relevanter Aspekt der politischen Positionierung in der Gesellschaft. Sichtbar sein bedeutet, hier und jetzt wahrgenommen zu werden. Vielfalt hinterfragt die pauschalen Bilder und Konzepte

über Personen und Gruppen und verlangt einen differenzierten Umgang mit den Menschen.

Die Präsenz der Töchter und Söhne von Migrantinnen ist in europäischen Städten eine aktuelle Frage für Parteien und Regierungen. Die Folgen der Betrachtung dieser Bevölkerungsgruppe als «Problem» und der politischen Massnahmen, die zur Bildung von Ghettos und struktureller Gewalt in Frankreich beigetragen haben, erschüttern die Zivilgesellschaft. Die Jugendrevolte Anfang November 2005 in den Vorstädten von Lyon, Paris und Toulouse ist ein Schrei, der die Gesellschaft mobilisieren will, damit das Postulat von Freiheit, Gleichheit und Solidarität durch die wirtschaftlichen Bestimmungen nicht untergraben wird. Der Ausnahmezustand, die polizeiliche Intervention und die schnellen Verfahren gegen 14- oder 17-jährige Jugendliche sind Massnahmen, die eine Explosion kontrollieren können, aber nicht den Grund für die Krise und die Konflikte beseitigen. Es ist notwendig, nach deren Ursprung zu fragen statt nach dem Ursprung der Jugendlichen, die hier geboren und aufgewachsen sind, wie es eine schweizerische Gewohnheit ist, eine Person für verdächtig zu halten, wenn sie nicht sogenannten «schweizerischen Merkmalen» entspricht.

Mit den Beiträgen in diesem Heft eröffnet Olympe eine weitere Diskussion im Einwanderungsland Schweiz. Eine Debatte, die die soziale Ausgrenzung hinterfragt und in der die Sichtbarkeit und die Vielfalt der *Secondas* im Vordergrund stehen. Dass die Schweiz (noch) keine Ghettos hat, wie sie in Frankreich oder in den USA seit längerer Zeit bestehen, heisst nicht, dass die soziale Ausgrenzung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit Migrationserfahrung nicht existiert. Der «falsche Name» spielt bei der Suche nach einer Lehrstelle oder einer Arbeit eine entscheidende Rolle. Bis junge Frauen dazu noch eine «falsche Adresse» bei den Bewerbungen hinschreiben, ist eine Frage der Zeit, wenn sich die strukturelle Gewalt gegen bestimmte Bevölkerungsgruppen durch eine ausgrenzende Politik verbreitet.

Jael Bueno

Die Zweite Generation

Bewegtes Leben zwischen Fremdbestimmungen?

Isabelle My Hanh Derungs

6 «Ich kann nicht verstecken, dass ich Ausländerin bin», sagte die 22-jährige Sinae aus Korea (Burkhard, 62) und erinnerte mich an meine eigene Situation. Im gleichen Alter glaubte ich, ich sei Schweizerin geworden. Ich hielt schon damals den Schweizer Pass in der Hand, sprach fast perfekt Schweizerdeutsch und kleidete, verhielt und bewegte mich wie die «Einheimischen». Bis eines Tages ein Schweizer Integrationsexperte mir sagte, ich könne mich noch so bemühen, zu werden wie sie, ich werde ewig «Ausländerin» bleiben. Er hatte einerseits Recht, denn vom Aussehen her kann man mich bis heute kaum als idealtypisch bzw. urchig schweizerisch bezeichnen. Meine asiatischen Züge sind auch nach dreissig Jahren nicht zu übersehen. Ich habe keinen Heidi-Look, genauso wenig wie der Experte dem tapferen Wilhelm Tell gleicht. Wie sollte ich damals seine Bemerkung verstehen, als motivierende Aufklärung? Auf jeden Fall bleibt seine Belehrung wie eine kalte Strömung in meinem vollumfänglichen Engagement für dieses kleine Land, das ich im Grunde sehr lieben würde, wenn es nicht diese Menschen gäbe, die mir das Leben gelegentlich so schwer machen. Seit jener Begegnung habe ich gelernt, in kalten Strömungen zu schwimmen, ohne zu frieren.

Ich richte mein vorliegendes Essay direkt an die sogenannten Migrantinnen und Migranten, aus welchen Generationen auch immer, und ermutige sie dazu, ihre Welt aus ihrem Erfahrungsschatz und ihrer Sicht selber zu entdecken, zu beschreiben und zu erklären. Denn wer seine Welt nicht selber mitdefiniert, wird schnell einmal selbst-entfremdet klassifiziert. «Elle est l'autre» würde Simone de Beauvoir auch im Bezug auf die zweite Generation sagen: Sie ist das Andere, das «Immer – auch sich selbst – fremd Bleibende».

Wo liegt der Ursprung der Zweiten Generation?

Die Bezeichnung «die zweite Generation» oder noch kürzer «Secondo/Seconda» ist an sich problematisch. Mit Secondo und Seconda ist sicherlich nicht die zweite Generation der Schweizer BürgerInnen gemeint. Die Letztgenannten haben gar keine erste, zweite, dritte Generation, sie sind die Gesellschaft selbst. Die Bezeichnung «Secondo/Seconda» dient der Abgrenzung und somit der Ausschliessung aus einer Gemeinschaft, die diese Grenzziehung braucht, aus Angst, zu erkennen, dass sie keine Generationen hat bzw. Generationen braucht, um überhaupt weiterhin als Wesen existieren zu können. Ein weiterer Widerspruch ist die Verankerung der Bezeichnung: Sie deutet auf die spezifische Migrationsherkunft der Secondos und Secondas hin, auch wenn diese in der Schweiz geboren sind und sich längstens niedergelassen haben. Manche von ihnen haben seit ihrer Geburt nicht einmal ihren Wohnort verlassen, im Vergleich zu einigen ihrer Schulkollegen und -kolleginnen, die durch ihre ökonomisch, politisch und sozial besser gestellten Eltern die halbe Welt schon bereist haben, auch wenn diese «Migration» meistens temporär oder saisonal stattfindet. So warten manche Secondos und Secondas, die persönlich keine Migrationserfahrung haben, sehnlichst auf diesen Mobilitätspass, der ihnen erlaubt, das zu werden, was die Zuschreibenden ihnen zugesprochen haben, es aber nicht zulassen – endlich zur Migrationsbevölkerung zu gehören: «Jetzt habe ich den Schweizer Pass und kann endlich die Schweiz verlassen» (Kalterina, Burkhard, 100).

Die Festschreibung der Secondos und Secondas auf die Migrationsgeschichte negiert ihre Herkunft: erstens die Herkunft ihrer Eltern, die keineswegs homogen ist. Ihre Eltern kommen nicht nur aus verschiedenen Orten der Welt, aus Italien, Montenegro oder aus Ghana. Ihre Eltern haben auch unterschiedliche Migrationsgeschichten, manche reisten wegen der Liebe, andere wegen der Arbeit und andere auf der Suche nach Sicherheit. Die zweite Negierung ist, dass Secondos und Secondas keine eigene Geschichte noch eine Herkunft haben dürfen. Ihre Herkunft wird, wie oftmals schon fast pathologisch suggeriert, abgeleitet aus dem instabilen Zustand des «Hin-und-her-Gerissen-Seins», unter anderem zwischen dem an sich widersprüchlichen Migrationszustand ihrer Eltern und den und die eigenen Generationen verleugnenden Ansässigen. Unter solchen Umständen sind für Secondos und Secondas berechtigt, zu glauben, dass, wie Sinae sagte, «... das Problem, das sowieso alle Secondos haben, ist, dass man nirgends richtig zu Hause ist» (Burkard, 63). Dass sich eine Person nirgends richtig zu Hause fühlt, das kann an ihr selbst liegen oder daran, dass sie darauf wartet, ein Zuhause zugeteilt zu bekommen. Doch wie kann ich mich im fremdbestimmten Nirgendwo zu Hause fühlen? Nirgends ist für diejeni-

gen nirgends, die Grenzen für das fremde Andere geschaffen haben. Nirgends kann jedoch der Ort eines Zuhauses für diejenigen werden, die aus dem bereits abgegrenzten Definierten Neues für sich selbst kreieren, um diese Abgeschlossenheit zu überschreiten und dadurch grenzenlos vielfältig zu werden. Dieser faszinierende Nirgends-Ort erlaubt ihnen, überall sein zu können, gerade weil sie nicht von überall sein müssen.

Verwirrende Realitäten – verwirrende Konfliktfelder

Im öffentlichen Diskurs um erleichterte Einbürgerung wird Sprachkompetenz immer wieder als Schlüsselfaktor für eine erfolgreiche Integration betont, was auch immer unter Integration verstanden werden soll. Aus der eigenen Erfahrung kann ich genügend Gegenbeispiele nennen, dass die Beherrschung der Sprache des Aufnahmelandes nicht unbedingt ökonomische, politische, soziale oder gar kulturelle Integration bedeutet. Meine Schwester, die keiner Erwerbsarbeit nachgeht, ist ökonomisch nicht integriert. Meine Pflgetochter, die seit Jahren immer noch den Flüchtlingsstatus hat, ist politisch nicht integriert. Mein Cousin, der mit einer Schweizerin verheiratet ist, ist teilweise sozial toleriert. Ich selbst bin nur partiell kulturell assimiliert. Wir alle beherrschen dann nicht nur eine, sondern meist gleich zwei Landessprachen des Aufnahmelandes.

8

Auch Sprache lässt sich nicht leicht festnageln, auch sie geht mit der Zeit und passt sich der gesellschaftlichen Veränderung an. Als meine Schwester auf ihre sprachlichen Fehler bzw. Kreationen aufmerksam gemacht wurde, brachte sie ihren Kolleginnen gleich neue Ausdrücke bei. «Ich meine, wir leben ja hier und sollten vielleicht doch mitbestimmen dürfen ... » (Marc, Burkhard, 95), so auch in der Sprachgestaltung. Sprachkompetenz ist nicht nur die Fähigkeit, die Sprache des Aufnahmelandes zu sprechen. Sie ist nicht nur das «Codes switching», d.h. die Fähigkeit, in verschiedene Codes wechseln zu können. Sprachkompetenz haben die Secondos und Secondas durch ihren natürlichen Zugang, die von den Eltern und der Umgebung erworbenen Sprachen durch vielfältige Kombinationen zu neuen Sprachen zu gestalten. Wie die kroatische Dichterin Dragica Rajcic vielen Migrantinnen und Migranten mit ihrer speziellen Sprachkreierung «Inspiration, woher» vormacht. Ihre Gedichte der Fremdheitserfahrung reflektieren nicht die «adoptierte» Sprache der Aufnahmegesellschaft. Sondern die Sprache der neuen Heimat wird an die Entwicklungen ihres Selbst als Migrantin «adapiert»: «suisse like home ... es geht mir licht auf wie zu hause» (Rajcic, 45).

Die Spannungen, die die Secondos und Secondas erleben, sind weniger auf Sprachdefizite oder kulturelle Differenzen zurückzuführen, sondern meistens auf die gesunde Weigerung, sich in willenslose Assimilationsroboter verwand-



Katja

Porträt für die Werbekampagne des «secondo-Theaterfestival Luzern»

9

deln zu lassen. Eines der wiederkehrenden Argumente für die Spannungsfelder, die die Secondos und Secondas entweder selber produzieren würden oder denen sie ausgesetzt seien, bezieht sich auf den Konflikt von zwei Kulturen, die nicht vereinbar seien: Secondos und Secondas kommen aus einer allzu fremden Kultur, die für ihre tiefgreifende Identitätskrise oder für das schizophrene Pendeln zwischen Ursprungskultur der Eltern und Ursprungskultur des Niederlassungsorts verantwortlich ist. Auch wenn die Eltern der Secondos und Secondas keine homogene Gruppe bilden, können sie die gleiche Nationalität aufweisen. Es gibt genauso wenig den typischen Italiener wie die typische Schweizerin. Oder wo existiert noch die Ursprungskultur des Niederlassungsortes, die nicht von fremden Einflüssen geprägt ist? Noch weniger gibt es die typischen Identitätskrisen oder das «Hin-und-her-gerissen-Sein» der Secondos oder Secondas. Im Diskurs um diese Krisen werden die Kulturkonflikte erst recht geschaffen, durch überhöhte Exponiertheit eines allzu fremd konstruierten und übersensibilisierten Wahrnehmungsmusters der Gesellschaft. Diese Fixierung homogenisierender Kulturdifferenzen setzt einen Prozess in Gang, bei dem auf der Basis der Bestimmung von aussen eine ebenso starke und starre kulturalisierende Selbstdefinition erfolgt. Tatsächlich glauben auch manche Secondos und Secondas, dass ihr «Hin-und-her-gerissen-Sein» etwas Abnormales ist. Doch wer steht heute in der werteppluralistischen und multioptionalen Gesellschaft nicht vor ständigen Entscheidungen, von welchen Werte- und Solidaritätssystemen er/sie sich in welcher Situation angesprochen fühlt?

10

Der Fokus soll weniger auf den unterstellten Kulturdivergenzen ruhen, die oftmals zur Ursache von Identitätskrisen der Secondas und Secondos erklärt werden. Der Fokus der Secondos und Secondas soll eher auf die besondere Fähigkeit gerichtet sein, diese vielen kulturellen Optionen schöpferisch zu nutzen: einerseits für die persönliche Entwicklung, andererseits zur «anderen» gesellschaftlichen Veränderung. «Ich kann gut wechseln zwischen beiden Kulturen und auch zwischen den drei Sprachen» (Kapil, Burkhard, 56). Die Fähigkeit umfasst mehr als nur das Wechselnkönnen zwischen beiden Kulturen, der Kultur der Unterdrückten und der der Unterdrückenden. Im Zwischenraum werden die Differenzen aus der Sicht der Betroffenen reflektiert, und somit wird über strukturelle Dominanz und kulturelle Konstruktionen nachgedacht. Als Minderheit im Nirgendwo der Dominierenden lerne ich mehr als zwei Sprachen verstehen, nämlich noch eine dritte: Ich kann zwischen den Zeilen lesen.

Mit Kultur sind Herkunft und Ursprung verknüpft. Eine der häufigsten Fragen, mit denen jeder fremd aussehende Mensch konfrontiert wird, lautet: «Woher kommst du?» Diese Frage geht meistens in eine Richtung und reflektiert das, was die Fragenden momentan und diskursiv gewohnt sind zu hören. Sie konstruieren

für mich ein Zuhause, wohin sie mich gut versorgen können. Antworte ich, dass ich mich auch hier bei ihnen zu Hause fühle, fragen sie mich gleich nach meinem Ursprung. Leute aus Vietnam sind zu meinem Glück nicht die in den Medien am häufigsten bezeichneten «troubleshooters» der Gesellschaft. Deshalb verlassen mich die Fragenden mit ruhigem Gewissen, da ich, das arme Mädchen aus dem kriegsversehrten Land, doch endlich bei ihnen Ruhe und Frieden finden konnte. Obwohl ich noch betont habe, dass ich nicht in den 80er Jahren als Boat People in die Schweiz gekommen bin. Doch dies wird meistens überhört.

In den 90er Jahren, als der Begriff «Migrantin» in den Medien kursierte, wurde ich weniger als Flüchtlingsfrau, sondern meistens als Migrantin wahrgenommen. Doch sehr rasch galt ich als exemplarisches Beispiel für eine defizitäre Migrantin als unbrauchbar sowohl für den öffentlichen und den wissenschaftlichen Diskurs als auch für die Werbung einiger Hilfswerke, da ich doch zu gut Deutsch sprach und eine Bildung genoss, die man einer Migrantin wenig zutraute. Ich wurde gleich als Seconda klassifiziert, damals war vor allem die Integration der ersten Generation im Fokus des Integrationsdiskurses. Als der Begriff «Seconda» den Kindern der Migrationsfamilien zugesprochen wurde, die in der Schweiz geboren sind, wurde ich völlig ausgelassen: Ich gehörte weder zur ersten noch zur zweiten Generation.

11

Die Fragen «Woher kommst du?» sowie «Wo fühlst du dich zu Hause?» stellen nicht nur die Zugehörigkeit der Angesprochenen in Frage, sie reproduzieren auch das ungleiche Machtverhältnis der Fremd- und Selbstbestimmungen. Entspricht die Antwort nicht der normativen Erwartung, löst sie keineswegs Irritation aus, die zumindest zu einer Reflexion der Fragenden führen würde, sondern wird einfach ignoriert, ausgeschaltet oder fragmentiert. Dass ich mich auch hier zu Hause fühlen kann, scheinen manche sich nicht vorstellen zu können, weil ich als Fremde nirgends hingehören sollte. Entweder folgt die Frage, «Woher kommst du?», oder eine Erklärung, «Du bist mit einem Schweizer verheiratet, gell?», oder eine Analyse, «Wahrscheinlich kannst du dich an deine Heimat nicht mehr erinnern». In den Interaktionen zwischen Einheimischen und Zugewanderten sowie zwischen Zugewanderten und Kindern der Zugewanderten wird das ungleiche Beziehungs- und Machtverhältnis zwischen den beteiligten Betroffenen und den betroffenen Beteiligten reproduziert. Viele Secondas und Secondos internalisieren das ungleiche Machtverhältnis der Fremd- und Selbstbestimmungen und somit auch die Antworten und Fragen normativer Vorstellungen: «Woher kommst du?» – «Ich komme aus Ghana.», obwohl die Person in Deutschland geboren ist und ihre Eltern der Ethnien Akan und Ashante angehören. Ich hätte lieber eine auf Austausch basierende Diskussion oder ein gemeinsames Erforschen: Worauf bezieht sich das «Woher kommst du?», auf den

Pass? auf den Heimatort? den Bürgerort? den Geburtsort? den Wohnort? den Arbeitsort? Oder meinen wir den Ort der Eltern, der Grosseltern etc.? Doch wenn ich zwei Pässe habe, den Bürgerort nie gesehen habe, meinen Geburtsort schon mit drei Jahren verlassen habe, ... wie soll ich die Frage beantworten? Umso mehr interessiert es mich, weshalb diese Frage so wichtig ist, und vor allem, für wen und wozu.

Es hängt schliesslich auch von uns ab, was wir Migrantinnen und Migranten an Fremdbestimmung zulassen, inwieweit wir uns manipulieren lassen wollen und ob wir nicht versuchen wollen, etwas daran zu ändern. «Wenn wir schon immer mit Schubladen konfrontiert werden, dann wollen wir wenigstens unsere eigenen Schubladen!» Das ist eine Antwort einer «sogenannten» Migrantin (Bachmann, 13).

Vom dekonstruierten Fremden zur befreienden Selbstkonstruktion

Die Bezeichnung «Seconda» oder «Secondo» ist unbestritten ein Etikett, denn die zweite Ausländergeneration ist ebenso vielfältig wie die erste. Mit der Etikettierung werden Unterscheidungsmerkmale von Gruppen durch Vereinheitlichung ihrer Mitglieder konstruiert. Diskurse über «homogene» Secondas und Secondos verschärfen paradoxerweise Kulturalisierungen und konstruieren Differenzen von Fremden. Leicht wird dabei die Selbst-Entfremdung durch fremdbestimmte Deklassierung und damit verbundene Deprivilegierung kaschiert. Die ungleichen gesellschaftlichen Machtverhältnisse rücken aus dem Blickfeld der Wahrnehmung und somit aus dem Handlungsfeld der Betroffenen. Die Betroffenen werden zu passiven Fremdbestimmten gemacht. Somit wird nicht nach Strukturen gefragt, die einen Secondo solche Fremdneugierungen erfahren lassen: «Ich musste mich schon früh rechtfertigen, dass ich überhaupt da bin!» (Dominique, Burkhard, 14)

In der Zwischenzeit gibt es auf Bundesebene eine neue Definition für erste und zweite Generation. Und nun gehöre ich nach dieser Beschreibung wieder zu den Secondas und Secondos. Inzwischen sind auch die ersten Studien über Selbstverortungen von Migrantinnen und Migranten erschienen. Die «neue» Generation, ob sie nun zur ersten oder zur zweiten oder zur weiteren gehört, mischt sich immer mehr selbstbewusst in die Diskurse über Migration und Integration ihrer eigenen Generation ein. Sie hinterfragt und erforscht gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Theorien, die auf dominanten und ausschliessenden Mustern basieren. Secondas und Secondos – oder gerade diejenigen, die nirgends in der Dominanzkultur definiert und umso mehr dafür sensibilisiert sind – können durch ihre persönlichen Erfahrungen besser zur Aufdeckung der Ideologie der Ausschliessung und Marginalisierung beitragen.

Inzwischen habe auch ich mich verabschiedet vom bewegten Leben zwischen Fremd-

bestimmungen und genieße das bewegte Leben zwischen Selbstbestimmungen. Das Überall-sein-Können, ohne irgendwohin gehören zu müssen, ist eine gewonnene Freiheit, die mir Augen und Seele öffnet, Dinge zu verstehen, die ich vielleicht nicht sehen würde, wenn ich an einem Ort angebunden wäre. Ich muss mich nicht rechtfertigen, dass ich da bin. Ich bin da und dort. Ich nehme Platz in Zwischen-Räumen, die niemand so gut bestimmen kann wie ich selbst. Denn ich kann sie mit meinem kulturellen Reichtum sehr gut füllen. «Eigentlich habe ich drei Heimaten ...», wie Lusinda (Burkhard, 158) es treffend sagt, und Heimat ist mehr als bloss ein mentaler Zustand.

Literatur

- Susanne Bachmann, *Leben in der Ambivalenz. Selbstverortungen junger Migrantinnen in der Schweiz*, Soziothek, Bern 2003.
Eva Burkard (Hg.), *Global_kids.ch. Die Kinder der Immigranten in der Schweiz*, Limmat Verlag, Zürich 2004.
Dragica Rajcic, *Dragica, Post Bellum*, Ed. 8, Zürich 2000

Soziale Verletzlichkeit und Repräsentation

Migrantinnen als Minorisierte und widerständige Visionärinnen

María do Mar Castro Varela

14

Die Fremdbezeichnung als ein Akt der Repräsentation ist immer gewaltvolle Praxis, bedeutet sie doch machtvolles Verorten. «Durch die Benennung», so Judith Butler, «wird man sozusagen an einen sozialen Ort und in eine soziale Zeit versetzt» (Butler 1998, S. 47). Für Minorisierte ist dieser Ort auch ein Ort sozialer Ausgrenzung und Gewalt. (Gruppen-)Selbstbezeichnungen dokumentieren deswegen häufig politische Kämpfe und ein Aufbegehren gegen Stigmatisierung und soziale Exklusion. Für politisch migrantische Aktivistinnen ist etwa die Frage nach dem «Wer bin ich, wie bezeichne ich mich?» oft Ausgangspunkt der eigenen Politisierung und Radikalisierung. Hamide, eine deutsche Frau türkischer Herkunft, rekonstruiert ihr Leben beispielsweise, indem sie sich über die in ihrem Kontext angebotenen Bezeichnungen lustig macht:

Hamide1: «... um es kurz zu sagen: Also ich war zuerst eine Türkin und danach wurde ich eine Lesbe und danach hab ich angefangen, mich mit meinen deutschen Seiten auseinander zu setzen. Was für mich super schwierig war. Also zu akzeptieren, ich habe auch deutsche Anteile und dann, dann kam die Phase, ok, ich bin eine Deutsch-Türkin oder türkische Deutsche und innerhalb der Lesbenszene hab ich dieses «Ich-bin-eine-Migrantin-Coming-out» gehabt, so! Und also, was zum Beispiel, ok, ich habe viele deutsche Freunde und mein Leben ist aber eher undeutsch, würde ich sagen, auch wenn für viele Türken das auch nicht türkisch ist und auch für viele Deutsche eigentlich eher deutsch als türkisch. Und ich weiss zum Beispiel, dass ich, als ich mein Coming-out hatte, sofort auf die Suche nach türkischen Lesben gegangen bin. Und meine erste Literatur zu Homosexualität war sowieso alles auf Türkisch. Ich kam gar nicht auf die Idee, dass Deutsche lesbisch sein können!»

Olympe 22/05

Der Widerstand gegen hasserfüllte Sprechakte lässt Selbstbezeichnungen zu einem notwendigen politischen Unterfangen geraten. Eine Durchsicht migrationsrelevanter Texte im deutschsprachigen Raum bringt kaum zufällig eine Pluralität von Selbstbezeichnungen zum Vorschein. Es sind dies

«... Begriffe zur Selbstbezeichnung, von Gebrauchsweisen von Begriffen, von sprachlichen Übereinkünften, die jeweils zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt und in einem bestimmten Diskussionszusammenhang als «politisch korrekt» empfunden werden, ein «Polit-Jargon», der von bestimmten Gruppen nicht angenommen und dann wieder verworfen wurde» (Franken/Jazaeri/Staudenmeyer 2001, S. 336).

Bezeichnungen sind mithin Ausdruck politischer Kämpfe auch innerhalb minorisierter Kollektive. In der Bundesrepublik Deutschland findet die Bezeichnung «Migrantin» in den 90er Jahren Eingang in den antirassistischen Diskurs. Als politische Kategorie versucht sie die üblichen Dualismen wie etwa Heimat/Fremde, Herkunftsland/Aufnahmeland aufzubrechen und essentialistischen Verankerungen zu entkommen. Die Figur der «Migrantin» verhält sich eher wie eine nicht geschlossene Gestalt im Erklärungsrahmen der Gestaltpsychologie: Es gibt keinen Anfang und kein Ende. Damit irritiert sie all die, für die klare Zuschreibungen und Systematisierungen gesellschaftlich notwendig sind.

Bei allem Sprechen über Migrantinnen muss indes beachtet werden, dass es sich dabei um eine politische Kategorie handelt, die gerade versucht, die genannten Unterscheidungen zu unterlaufen, um eine gemeinsame Strategiebildung zu ermöglichen. Der Versuch, alle migrierten Frauen zu repräsentieren, muss deswegen immer scheitern, denn die Unmöglichkeit der vollendeten Repräsentation ist in der Bezeichnung «Migrantin» mitgedacht. Nichtsdestotrotz: Die Existenz politischer Gruppen, die sich unter der Bezeichnung Migrantinnen zusammenfinden, zeigt an, dass es eine soziale Wirklichkeit gibt, die über nationale und ethnische Grenzen hinausweist, in der Geschlecht und die Erfahrung von Migration – direkt oder indirekt – eine bedeutsame Rolle spielen. Ich verstehe Migrantinnengruppen als ein zivilgesellschaftliches Phänomen Europas, das sich aus Protest gegen die Vereinnahmung aller Frauen in dem von der feministischen Bewegung proklamierten «Wir-Frauen» stellte. Im Zuge dessen wurden diskursive Räume geschaffen, die die Dominanzkultur nicht bereithält, sondern im Gegenteil zu verunmöglichen sucht.

15

Lange-Weile und migrantische Utopien

In einer empirischen Untersuchung im Rahmen meiner Dissertation diskutierten Migrantinnen der sogenannten zweiten und dritten Generation über ihre Utopien. Die Frage nach utopischen Visionen war hier spannenderweise eine, die die Frauen in die Situation versetzte, sich nicht nur selbst zu definieren und zu verorten, sondern

auch ihre Vorstellungen von Gerechtigkeit und Partizipation zu artikulieren. Das Sprechen über die eigenen Utopien eröffnete gewissermassen kritische Räume und gewährte einen Blick in bereits vorhandene Kritikräume.

Der Utopieforschung zufolge ist eine Utopie ein idealer Ort, der, und das ist entscheidend, nie erreicht werden kann. Utopien sind vielmehr als aporetische Räume zu lesen, in denen das Un-Mögliche zu denken ermöglicht werden kann. Jedoch mahnt Jan Robert Bloch, der Sohn des Philosophen Ernst Bloch, zu Recht an, dass «... zu den Dilemmata der Utopie, besonders der literarischen mit sozial-utopischer Positivität, die nietzschehafte ewige Wiederkehr des immergleichen [gehört], die sich wiederholenden Bauelemente utopischer Konstruktionen, die im unterschiedlichem Gewand eine eigentümliche Monotonie ausströmen» (Bloch 1997, S. 34).

Tatsächlich wurden zahlreiche migrantische Visionen im Laufe der Gruppendiskussionen immer wieder repetiert, so dass auch aus diesen spezifisch weiblich migrantischen Utopien zuweilen eine «eigentümliche Monotonie» entwich. Konkret waren dies etwa Utopiefragmente, die politische Partizipationsmöglichkeiten zum Thema hatten (doppelte Staatsbürgerschaft, Wahlrecht etc.), Visionen, die das Fehlen sozialer Anerkennung und die (Miss-)Repräsentationspolitik von Migrantinnen anprangerten (etwa eine Welt, in der sie nicht mehr als nur unterdrückt wahrgenommen werden und in der sie nicht mehr auf die Position der «Ausländerin» festgelegt werden) oder auch Utopien von sozialer Gerechtigkeit, in denen struktureller Rassismus wie auch die alltägliche rassistische Gewalt einer Kritik unterworfen wurden. Monoton wirkten diese durchaus konkreten Utopien wohl auch deswegen, weil das beständige Wiederholen derselben nicht viel an tatsächlicher gesellschaftspolitischer Veränderung bewirken konnte. Dennoch kann festgehalten werden, dass das Sprechen über utopische Visionen Migrantinnen einen Raum eröffnet, wo sie nicht nur über ihre Unzufriedenheit und ihre Wut auf die hegemonialen Verhältnisse debattieren, sondern durchaus auch widerständige Strategien ins Auge fassen können. Hier werden Handlungsmacht und «Mut zum Denken» im Sinne Blochs sichtbar. In den Worten des Philosophen der Hoffnung muss dafür aus dem «wishful thinking» die «docta spes», eine gelehrte Hoffnung also, werden. Erst dann sind Utopien nicht nur spannend, sondern auch soziopolitisch herausfordernd.

Darüber hinaus führten die utopischen Debatten auch zu einem Thematisieren der sozialen Unterschiede zwischen den Akteurinnen, die über unterschiedliche Diskriminierungserfahrungen verfügten und mithin auch spezifische Positionen sozialer Verletzlichkeit einnehmen. Es macht etwa einen Unterschied, ob frau/man einen spanischen oder einen türkischen Pass besitzt, «schwarz» oder «weiss» ist, homo- oder heterosexuell lebt. Die spezifische Verletzlichkeitsstruktur bestimmt auch den visionären Blick. Konkret: Wenn eine Frau aufgrund ihres Aussehens immer wieder Ausgrenzungserfahrungen macht, so ist es verständlich, dass ihre utopischen Vor-

16



Kalterina

aud dem Buch «global_kids.ch» – www.globalkids.ch

17

stellungen einen Raum ausmalen, in dem sie nicht mehr auf die sichtbare Differenz angesprochen wird. Eine Frau, die diese Form der Ausgrenzung nicht kennt, aber dennoch immer wieder dem Terror des Bildes vom «Zwischen-den-Welten-Leben» unterliegt, imaginiert dagegen einen Zustand, in dem über Migration in der Öffentlichkeit differenzierter diskutiert wird. Das Sprechen über Utopien eröffnet eine politische Arena, in der soziale Gerechtigkeit, Privilegien und die Unterschiedlichkeit der Perspektiven thematisiert werden können. Die Verletzlichkeitsstrukturen der beteiligten Subjekte werden hier akut, ohne eine konstruktive Auseinandersetzung zu verhindern. Die kleinen Träume, die nostalgischen Bilder und die grossen revolutionären Entwürfe zeigen sich deutlich geprägt von einem Leben, das durch Minorisierung gezeichnet ist. Die Frauen versuchen in ihrem Sprechen, diesem konstanten Minorisierungsprozess etwas entgegenzuhalten, und zeigen sich dabei manchmal bewusst visionär. Doch wie schon die grossen Utopieentwürfe sind auch die festgehaltenen migrantischen Utopiefragmente nicht frei von Verstrickungen. So werden Räume eröffnet, die sich restriktiv zeigen und Mythen produzieren, die das Wir und die Anderen stabilisieren. Oftmals brechen die Frauen in ihrem visionären Sprechen aus dem Opferdiskurs aus, in dem sie sich immer wieder verfangen, doch es wird klar, dass dies nicht ganz so einfach ist. Es scheint bisweilen, als wäre es nur schwer möglich, die eigene Verstrickung ins System zu thematisieren, ohne dabei zu riskieren, die eigenen Diskriminierungserfahrungen – im Sinne der hegemonialen Vorstellungen – zu banalisieren. Und so reichen die Aussagen zu den eigenen Diskriminierungserfahrungen von Ignorieren bis zu Absolutsetzen. Interessanterweise kann dieses Schwanken selbst innerhalb einer Person und während einer Gruppendiskussion beobachtet werden. Dieselbe Frau, die am Anfang noch sagte, dass sie nie Diskriminierungen erfahren habe, berichtet dann 30 Minuten später von massiven Diskriminierungen und knüpft daran den Wunsch, einmal aus Deutschland auszuwandern.

18

Soziale Verletzlichkeit: Zur Dynamik von Diskriminierungs- und Widerstandsprozessen

Soziale Verletzlichkeit stellt ein Analyseinstrument dar, welches es ermöglicht, Transformationspotenziale und Strategieentwicklungen gegendiskursiver Gruppen transparent zu machen. Die gesellschaftlich vorhandenen Diskriminierungsstrukturen werden unter dem Fokus ihrer Dynamik betrachtet. Im Gegensatz zum Opferdiskurs versucht nun der Verletzlichkeitsdiskurs, dieser Beobachtung Rechnung zu tragen. Es ist ein weiterer Versuch, ein essentialisierendes Argumentieren zu umgehen, ohne dabei in einen plumpen Universalismus zu verfallen, der nicht in der Lage ist, soziale Differenzen – und damit auch Erfahrungen von Stigmatisierung und Diskriminierung – zu theoretisieren. Das Konzept der Verletzlichkeit

versucht, soziale Ausschlüsse als komplexe Dynamiken zu beschreiben, die sich in sich überlappende Machtfelder eingebettet zeigen.

«For instance, a discourse may be primarily about gender and, as such, it may centre upon gender-based binaries (although, of course, a binarised construction is not always inevitable). But this discourse will not exist in isolation from others, such as those signifying class, «race», religion or generation. The specificity of each is framed in and through fields of representation of the other» (Brah 1996, S. 185).

Die durch Ausschliessungsprozesse entstandenen relevanten Kategorien wie «Alter», «Hautfarbe», «sexuelle Orientierung» etc. produzieren in unterschiedlichen Kontexten spezifische Effekte. Es ist wichtig, im Sinne Avtar Brahs aufzuzeigen, wie die unterschiedlichen Signifikanten bei der Artikulation von Macht ineinander gleiten. Wobei unterschieden werden muss zwischen einer hegemonialen Perspektive auf die Welt, die insbesondere gekennzeichnet ist durch die internationale Arbeitsteilung, und eine postkoloniale Verfasstheit der Welt, und den Macht- und Herrschaftsverhältnissen innerhalb eines nationalen Kontextes, die sich freilich durch Erstere bestimmt zeigen (vgl. Castro Varela/Dhawan 2005). So ist die legal in Deutschland lebende Migrantin kaum vergleichbar mit der Bäuerin, die in Peru um ihr Überleben kämpfen muss, weil sie zunehmend Opfer globaler Ausbeutungsstrukturen wird. Beide erfahren Diskriminierungen, die durchaus diskursive Überlappungen zeigen – beispielsweise rassistische und kolonialistische Diskurse –, jedoch hat die Verortung in der «Ersten Welt» Konsequenzen, deren Vernachlässigung eine Schiefelage in die Analyse sozialer Ungleichheiten bringt (vgl. Spivak 1990, S. 14).

In der Rezeption der Butler'schen Subjektkonzeption wird immer wieder kritisch angemerkt, dass diese nicht mehr in der Lage ist, Widerstandsstrategien zum Ausdruck zu bringen, und damit ungewollt dem Mainstream des Opferdiskurses in die Hände spielt. Mittlerweile gibt es allerdings mannigfache Versuche, dieser Falle der Viktimisierung zu entkommen. Isabel Lorey formuliert beispielsweise eine theoretische Perspektive, die sich stärker als Judith Butlers an Michel Foucaults Machtkonzeptionen anlehnt. Hier werden Subjektpositionen als durch Überlappungen, Überkreuzungen von Diskursen gebildet wahrgenommen. «Das Zusammentreffen unterschiedlichster Diskurse bedeutet» nach Lorey «ein überaus dynamisches Feld, ein dreidimensionales Geflecht, das in seiner einzigartigen Verbindung und Verflechtung von Diskursen ein Individuum ausmacht» (Lorey 1996, S. 149). Dieses Geflecht als hegemonialer Effekt stellt in simultaner Bewegung ein Feld von (Selbst-)Konstitution dar, welches Widerstände und Widersprüche birgt. Eine solche Betrachtung liegt auch dem Konzept der Verletzlichkeit zugrunde, das den Identitätsdiskurs umgeht, ohne dabei bestehende machtwirksame Differenzen zu ignorieren. Unterschiede zwischen den Individuen und Gruppen werden dabei

19

nicht auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt. Eine Frau, deren Mutter türkischer Herkunft ist, unterscheidet sich selbstredend von einer Frau mit weissen deutschen Eltern. Die relevante Differenz ergibt sich jedoch nicht etwa qua Herkunft, sondern weil Erstere im Gegensatz zur Letzteren im bundesdeutschen Kontext, der geprägt ist von einem antitürkischen Diskurs², andere Verletzungen erlebt. Die Verletzungen sind dabei ständig aktualisierbar, d.h., potenziell zeigt sich Erstere immer verletzlich.

Verletzungen entstehen beispielsweise, wenn das Subjekt in einer Gesellschaft lebt, in der die Praxis des «Fremd-Machens» die Regel ist, denn dies bedeutet für die betroffenen Subjekte immer Erniedrigung, Entwürdigung und Gewalt (vgl. Castro Varela/Dhawan 2004). Die Analyse dieser sozialen Verletzlichkeiten sollte allerdings nicht die (potenziellen) Opfer viktimisieren, sondern den Blick auch auf Möglichkeiten der widerständigen Strategieentwicklung richten. Der Verletzlichkeitsansatz folgt mithin weder einer essentialisierenden Identitätspolitik, noch heroisiert er diejenigen, die in ihrem Leben vielfältige Formen sozialer Verletzung haben hinnehmen müssen. Die Frau, die besonders verletzlich ist, ist damit nicht sogleich besser, gerechter oder ethischer in ihrem Handeln, wiewohl Verletzlichkeit bedeutet, eine spezifische soziale Position einzunehmen, die mit einer besonderen

20 Perspektive auf die Welt einhergeht. Edward Said war es, der darauf aufmerksam machte, dass jeder Text und jede Kritikerin, jeder Kritiker «in der Welt» ist, was bedeutet, dass er/sie durch die bestehenden Verhältnisse geformt ist, eine spezifische Position einnimmt und dabei im Geflecht des Hier und Jetzt gefangen bleibt. Ein Heraustreten aus der Welt auf der Suche nach Wahrheit gibt es genauso wenig wie ein Heraustreten aus einem historischen Kontext (vgl. Said 1983). Und wie die postkoloniale Theoretikerin Gayatri C. Spivak schreibt: «The desire for neutrality and dialogue, even as it should not be repressed, must always mark its own failure» (Spivak 1990, S. 72).

Je mehr Risiken ein Subjekt exponiert ist, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass es alltäglichen und institutionellen Diskriminierungen, Stigmatisierungen ausgesetzt ist und desto mehr ist es auch (potenziell) Ausbeutungsverhältnissen ausgesetzt. Risiken können hier als die andere Seite sozialer Privilegien gelesen werden. Letztere deuten auf die immer vorhandenen Möglichkeiten des Widerstands hin, aber auch auf die Bedingungen, die bestimmte Widerstandsformen erforderlich machen. Frauen, die etwa über Bildung und/oder ökonomische Ressourcen verfügen, wie etwa Studentinnen des Südens, die aus der Elite dieser Länder stammen, sind in Deutschland dennoch vielfältigen Diskriminierungen ausgesetzt. Es handelt sich hierbei um eine Verletzlichkeit, die sich aus der postkolonialen Verfasstheit der Welt ergibt, bei der von einer Verarbeitung der kolonialen Zeit nicht ausgegangen werden kann und die sich nach wie vor als

rassistisch strukturiert zeigt. Dennoch haben diese Menschen mehr Möglichkeiten, sich zur Wehr zu setzen, als das etwa viele in den 1950er und 1960er Jahren angeworbene ArbeitnehmerInnen aus der europäischen Peripherie hatten, die beispielsweise die deutsche Sprache nicht beherrschten, einen instabileren rechtlichen Status innehatten und ökonomisch ausgebeutet wurden. Für die Nachfolgenerationen gilt ebenso, dass diejenigen, die die gegebenen Bildungschancen nutzen konnten, anderen Ausschlussmechanismen ausgesetzt sind, als dies die Mitglieder der ersten Einwanderergeneration nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland waren, sofern sie aus den armen ländlichen Peripherien kamen. Die Ausbeutungsverhältnisse, mit denen die erste Generation konfrontiert war, etablierten folgerichtig andere politische Strategien, als dies die Situation der zweiten und der dritten Generation erforderte. Die erste Einwanderungsgeneration nach dem Zweiten Weltkrieg nahm eine Verletzlichkeitsposition ein, die sie zu attraktiven Objekten des rasend expandierenden Kapitalismus machte. Zusätzlich sorgte das repressive juristische System dafür, dass zwar eine ökonomische Verbesserung eintrat, dies jedoch bei gleichzeitigem Erzeugen elementarer Unfreiheiten. Dazu zählen etwa die Nichtgewährung von Deutschkursen und das Erteilen von Aufenthaltsgenehmigungen für kurze Zeiträume, die das bloße Denken an Zukunft geradezu unmöglich machten. Die zweite Generation hat diese Unfreiheiten zum Teil überwinden können. Einige haben sich einbürgern lassen, viele haben höhere Bildungsabschlüsse erworben, die meisten haben sich die Sprache der Mehrheit so gut angeeignet, dass sie sich verbal zur Wehr setzen können.

Politischen Forderungen müssen möglichst genaue Analysen der Ungerechtigkeiten und Unfreiheiten, die angeprangert werden, zugrunde gelegt werden. Sie müssen aber auch Möglichkeiten des Widerstands bereitstellen und darüber hinaus in der Lage sein, aufzuzeigen, wie diese Widerstandsfiguren erneut Unfreiheiten erzeugen. Eines der theoretisch und politisch-strategischen Probleme einer Migrantinnenbewegung liegt meines Erachtens darin begründet, dass diese lange die Strategie der Identitätspolitik genutzt hat, die sie zeitgleich am weissen Feminismus vehement kritisiert hat. Damit konnte sie den Herausforderungen des essentialisierenden Kultur- und auch des Rassismuskurses nur wenig entgegenhalten, was von langer Dauer war. Das Wir änderte sein Gesicht, doch es blieb ein homogenisierendes und unhinterfragtes Wir. Eine Aufwertung des eigenen Selbst ging einher mit der Ablehnung derjenigen, die als dominant gesehen und konstruiert wurden, indem nur wenige Kriterien zur Begründung von Unfreiheit und Gewalterfahrungen fokussiert wurden. Die Bewegung produzierte vielfältige Formen der Missachtung und verhinderte häufig politisch notwendige Koalitionsbildungen. Indem immer nur ein Kriterium für Unfreiheit fokussiert wird, werden andere Verletzlichkeiten ignoriert, verharmlost oder negiert. Das macht den politischen Kampf zu einem moralischen

Kampf um Gut und Böse, der eine Vielzahl von Sackgassen auch theoretischer Art bereithält.

«[W]e want to problematize the unity of <us> and the otherness of the <other>, and question the radical separation between the two that makes the opposition possible in the first place. We are interested less in establishing a dialogic relation between geographically distinct societies than in exploring the processes of production of difference in a world of culturally, socially, and economically interconnected and interdependent spaces» (Gupta/Ferguson 1992, S. 14).

Visionäre Konzeptionen von Gerechtigkeit müssen in der Lage sein, kollektive Formen der Gewalterfahrung zu beschreiben und auch darzulegen, in welcher Weise deren Legitimierung diskursiv hergestellt wird. Damit einher geht die Frage, inwieweit das Denken der Alterität, wie es sich in spezifischer Weise im utopischen Visionieren präsentiert, geprägt wird durch unterschiedliche Formen von Verletzlichkeit. Und auch inwiefern utopische Diskurse Gegendiskurse zu verletzenden, ausgrenzenden, stigmatisierenden Diskursen sein können.

22 Anmerkungen

- 1 Alle Interviewpassagen sind der politikwissenschaftlichen Dissertation der Autorin «Utopiediskurse migrierter Frauen» entnommen. Die Arbeit erscheint im Frühjahr 2006.
- 2 Ich wähle hier bewusst die Bezeichnung antitürkisch, ist es doch auffällig, wie selten gesagt wird, dass die meisten Mehrheitsdeutschen von Türken und Türkinnen sprechen, wenn sie etwa auf die «Probleme» zu sprechen kommen, die sie mit der Einwanderungsgesellschaft haben. Ein antiislamischer Diskurs, der auf jeden Fall auch zu verzeichnen ist (vgl. etwa. Attia 1995), ist hiermit nicht identisch – wenn es auch grosse Überlappungen gibt.

Literatur

- Jan Robert Bloch, Utopie: Ortsbestimmung im Nirgendwo. Begriff und Funktion von Gesellschaftsentwürfe, Opladen 1997.
- Avtar Brah, Cartographies of Diaspora: Contesting Identities, New York/London 1996.
- Judith Butler, Hass spricht. Zur Politik des Performativen, Berlin 1998.
- María do Mar Castro Varela/Nikita Dhawan, Horizonte der Repräsentationspolitik – Taktiken der Intervention, in: Bettina Ross (Hrsg.), Migration, Geschlecht und Staatsbürgerschaft. Perspektiven für eine antirassistische und feministische Politik und Politikwissenschaft, Wiesbaden 2004.
- María do Mar Castro Varela/Nikita Dhawan, Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung, Bielefeld 2005.
- Irene Franken/ Shirin Jazaeri/ Renate Staudenmeyer, Frauen – Migrantinnen, und Lesbenpolitik in Köln und Anderswo – Was erreicht?, in: dies. (Hrsg. Kölner Frauengeschichtsverein), Was erreicht? Frauenbewegte Lebensgeschichten aus der Sicht unterschiedlicher Kulturen, Köln 2001.
- Akhil Gupta/ James Ferguson, Beyond «culture»: space, identity and the politics of difference, in: Cultural Anthropology 71, 1992.
- Isabell Lorey, Immer Ärger mit dem Subjekt. Theoretische und politische Konsequenzen eines juristischen Machtmodells: Judith Butler, Tübingen 1996.
- Edward Said, The World, the Text and the Critic, Cambridge 1983.
- Gayatri Chakravorty Spivak, The Postcolonial Critic: Interviews, Strategies, Dialogues, New York/ London 1990.

Identifizierung und Distanzierung

«Secondas» in der Schweiz

Anne Juhasz

Der Begriff «Secondas» ist erstmals nach den Ausschreitungen vom 1. Mai 2002 in Zürich einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden. Es hiess, es seien vor allem Secondos gewesen, die in die 1.-Mai-Krawalle verwickelt waren. Gemeint waren männliche Jugendliche ausländischer Herkunft, «die zweite Generation», die Söhne der Gastarbeiter. Secondos rückten ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit, wobei sie mit Gewaltbereitschaft und kriminellem Verhalten in Verbindung gebracht wurden. Um sich gegen diese Stigmatisierungen zur Wehr zu setzen, begannen sich junge Erwachsene ausländischer Herkunft zu mobilisieren. Bald wurde der Begriff «Secondas» kreiert, um auch den Frauen eine Stimme zu geben. Innert kurzer Zeit gelang es den Secondos und Secondas, den negativ konnotierten Begriff mit positivem Inhalt zu füllen – Secondo bzw. Seconda zu sein wurde hip. Stand zunächst das Bemühen im Vordergrund, das öffentliche Bild von Jugendlichen ausländischer Herkunft zu korrigieren, so wurden die Inhalte der Bewegung schon bald politischer. Secondas und Secondos begannen, sich für die erleichterte Einbürgerung der zweiten Generation einzusetzen und sich in politische Ämter wählen zu lassen. Seit aber vor einem Jahr die erleichterte Einbürgerung der zweiten Generation abgelehnt wurde, ist es um die Secondos und Secondas still geworden. Wer aber sind eigentlich «die Secondas»?

Ethnizität und die Etablierten-Aussenseiter-Figuration

Sich als Seconda zu definieren kann als eine Art «Ethnizität» bezeichnet werden. «Ethnizität» verstehe ich als Bezeichnung dafür, dass eine bestimmte «ethnische» oder «migrationspezifische» Herkunft individuell oder sozial relevant wird.

«Ethnizität» bezieht sich demnach auf die soziale Bedeutung einer Kategorie, bezeichnet aber nicht (und schon gar nicht im essentialistischen Sinn) den Inhalt der Kategorie. Wer sich als Seconda versteht, betrachtet den Umstand, Tochter von MigrantInnen zu sein, als relevant für die eigene Identität. Indem frau sich als Seconda bezeichnet, rekurriert sie auf ihre Abstammung und macht deutlich, dass sie sich den Secondas zugehörig fühlt. Ethnizität und ethnische Identität sind nicht «natürlich», schon immer da gewesen. Gerade am Beispiel der Entstehung des Begriffs «Secondas» zeigt sich deutlich, dass «Ethnizität» als Resultat einer sozialen Konstruktion zu verstehen ist, die sowohl auf Fremd- als auch auf Selbstzuschreibungen basiert. «Ethnizität» ist das Resultat eines sozialen Konstruktionsprozesses, einer «Ethnisierung» (analog zu Gender und Gendering). Wenn Ethnizität als soziales Phänomen verstanden wird, ist es notwendig, den gesellschaftlichen Kontext genauer zu betrachten, in dem sie entsteht und reproduziert wird. Mir scheint es sinnvoll, diesen gesellschaftlichen Kontext als eine Etablierten-Aussenseiter-Figuration zu verstehen, in dem Gruppen von Etablierten und Aussenseitern dergestalt miteinander verflochten sind, dass die Gruppen über unterschiedlich viel Macht und über unterschiedlich viele Ressourcen verfügen. Nebst Klasse, Geschlecht oder auch Sexualität wird diese Figuration in der Schweiz gegenwärtig auch durch die Kategorie Ethnizität strukturiert. Das bedeutet, dass Ethnizität genauso wie auch die anderen Kategorien sowohl als Ausschluss- als auch als Einschlusskriterium relevant ist und die Position einer Person in diesem sozialen Raum mitbestimmt.

24

Wie ich anhand konkreter Fallbeispiele ausführen möchte, definieren sich aber längst nicht alle Frauen ausländischer Herkunft als Secondas oder erachten ihre migrationspezifische Herkunft als relevant für die eigene Identität. Es stellt sich deshalb die Frage, wann, wofür und in welcher Form auf die eigene Herkunft oder die Identität als Seconda Bezug genommen wird und wann dies nicht der Fall ist. Im Folgenden werde ich erstens auf die Situation von Secondas eingehen, welche sich aufgrund geringer schulischer und beruflicher Qualifikationen in vergleichsweise tiefen sozialen Lagen befinden. Wie nehmen sie die Mechanismen des sozialen Ausschlusses wahr, und wie wirkt sich dies auf ihre Identität aus? Als Zweites werde ich auf jene Secondas eingehen, welche von einer Aussenseitergruppe zu den Etablierten vorgestossen sind.

Sozialer Ausschluss und Ethnizität in Aussenseiter-Positionen

Sara Gallati: Ich habe nicht gewusst wohin ich soll, weil ich gedacht habe, ich störe jetzt die anderen wenn ich jetzt neben ihnen sitze. Also es haben alle, alle haben irgendwelche Grüppli geformt und ich bin dann gekommen, und der erste Schultag, ich habe dann nicht gewusst wohin sitzen und es ist mir peinlich gewesen und

dann nachher als sie gehört haben, die Sara ist keine Schweizerin und so weiter und so fort, also dann haben sie auch etwas blöd getan.

Das Zitat stammt von einer jungen Frau italienischer Herkunft, welche sich an einer vergleichsweise tiefen Position im sozialen Raum befindet. Sie hat die Realschule besucht und eine Verkäuferlehre absolviert, zum Zeitpunkt des Interviews arbeitet sie in einer Bäckerei. Das Zitat illustriert, wie sozialer Ausschluss erlebt wird. «Die Schweizer» werden aus der Perspektive der jungen Frau als eine in sich geschlossene Gruppe wahrgenommen, von deren Welt sie als Ausländerin ausgeschlossen bleibt. Wie gehen die Jugendlichen mit solchen Ausschlusserfahrungen um? Die verschiedenen Reaktionsweisen können hier nur skizzenhaft angedeutet werden. Eine der Strategien besteht darin, dass die Betroffenen sich zurückziehen und nur noch Kontakte zu anderen Jugendlichen ausländischer Herkunft suchen. Eine weitere Reaktion besteht darin, dass eine Person mehr oder weniger bewusst ihre nationale oder «ethnische» Herkunft zu betonen beginnen. Sara Gallati zum Beispiel schildert diese Bewältigungsstrategie als Reaktion auf die erwähnten Ausschlusserfahrungen in der Schulklasse. Sie versucht mit verschiedenen Mitteln, ihre Stellung und ihr Ansehen in der Klasse zu verbessern:

Sara Gallati: Ich habe versucht einen Freundeskreis zu bilden irgendwie. Mh, dass sie mich jetzt DOCH akzeptieren, mit meinem Humor, weil ich lustig gewesen bin oder wenn ich etwas, ich habe jedes Mal, allen etwas mitgenommen von Italien, einfach irgendwelche, Kleider oder so habe ich mitgenommen, damit mich, einfach etwas – irgendwo anfreunde und dort durch haben sie mich dann langsam, nicht nur mit dem aber ich bin dann einfach irgendwie rein gekommen langsam.

Ein zweites Mal schildert Sara ihre Bewältigungsstrategie im Zusammenhang mit der Mutter ihres Freundes, von welcher sie nicht akzeptiert wird. Wieder versucht sie, sich mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln mehr Anerkennung zu verschaffen:

Sara Gallati: Ja, ich habe es versucht auf äh, höfliche Art, auf sizilianische Art, habe ich versucht, der Mutter von ihm irgendwie sympathisch zu werden indem ich Tiramisu gemacht habe, ihr gebracht habe und, indem ich einfach, einfach ihr angeläutet habe: bist du daheim, ja ich komme. Ohne dass der Sohn dort gewesen ist. Ich bin sie besuchen gegangen, habe mit ihr Föteli anschauen wollen.

Sich anpassen, indem man Fremdtypisierungen und Klischees übernimmt und sich in eine zugeschriebene Rolle einfügt, so könnten Saras Gallatis Worte zusammengefasst werden. Auch andere Jugendliche italienischer Herkunft berichten, wie sie die Rolle der lebenslustigen und kontaktfreudigen Italienerin übernommen haben, genau so, wie es dem Klischee entspricht oder von ihnen erwartet wurde. Jugendlichen italienischer Herkunft stehen gegenwärtig – im Unterschied zu an-

25

deren Frauen und Männern ausländischer Herkunft – diese positiven Stereotypen zur Verfügung, deren sie sich bedienen können, um auf sozialen Ausschluss zu reagieren. Der Rückgriff auf dieses Kapital bedeutet jedoch eine Anpassung und eine Reduktion auf bestimmte Eigenschaften, die mit der migrationspezifischen Herkunft in Zusammenhang gebracht werden. Letztlich führt damit ein Zuschreibungs- und Etikettierungsprozess in Kombination mit dem Fehlen sozialer Anerkennung zur Betonung der eigenen Herkunft, die, wie etwa im Fall von Sara Gallati, auch mit der Betonung geschlechtsspezifischer Rollenbilder (gut kochen können) einhergehen kann.

Identitäten bei Secondas, die von einer Aussenseitergruppe zu den Etablierten wechseln

Kommen wir nun zu jenen Angehörigen der zweiten Generation, welche sich durch einen sozialen Aufstieg kennzeichnen lassen. Die Rede ist also von jenen Frauen ausländischer Herkunft, die eine hohe Ausbildung absolviert haben oder beruflich sehr erfolgreich sind. Merkmal des sozialen Aufstiegs ist der Umstand, dass sich die Frauen ausländischer Herkunft sozialstrukturell von ihrem Herkunftsmilieu entfernen und in ein neues Milieu gelangen. Diese Entfernung vom Herkunftsmilieu ist einerseits erkennbar an Konflikten zwischen Eltern und ihren Kindern, andererseits auch ablesbar an der Loslösung und Distanzierung der sozialen Aufsteigerinnen von ihrer früheren Bezugsgruppe. Dazu ein Zitat von Claudia Scattina, einer Unternehmerin italienischer Herkunft, die sich im Gastrobereich selbständig gemacht hat:

Claudia Scattina: Ich bin nicht die typische Italienerin, absolut nicht. Ich bin einfach ICH. Aber ich habe keine italienische ... Wurzeln ... in dem Sinn, wie man sich das vielleicht vorstellen kann von den Secondos oder von der ersten Generation, wo viele in dieser Gruppierung bleiben, nur mit den anderen Italienern kommunizieren, das hatten wir nicht. Das habe ich von zuhause aus nicht gehabt, nicht mitgenommen, und habe es auch nicht, absolut nicht! Ich bin ein Kind vom Universum, nicht ... irgendwie ... von einem Land...

Claudia Scattina grenzt sich ab von dem, was sie als «typisch italienisch» bezeichnet, und macht deutlich, dass sie sich nicht als typische Seconda sieht. Sie rekurriert vielmehr auf ein universales «Menschsein» und relativiert damit die Bedeutung der Nationalität für ihre eigene Identität. Ihre Distanzierung von dem, was sie als «typisch italienisch» bezeichnet, begründet sie mit ihrer Sozialisierung in einem Elternhaus, das nicht in einer italienischen «Community» verhaftet blieb. In anderen Passagen des Interviews wird allerdings deutlich, dass Claudia Scattina sich als Jugendliche später auch von ihren Eltern zu dis-

26



Monica

Porträt für die Werbekampagne des «secondo-Theaterfestival Luzern»

27

tanzieren begann und eigene Wege ging. Wie bei vielen anderen war dies auch bei ihr mit einer Ablehnung traditioneller Geschlechterrollen verbunden. Wie ein solcher Emanzipationsprozess sich mit einer kulturellen Abgrenzung überschneidet, zeigt das Beispiel von Carla Astorino, einer selbständig erwerbstätigen Graphikerin italienischer Herkunft. Sie beschreibt im Interview, dass sie schon früh Kontakte zu SchweizerInnen gesucht habe und sich bewusst von «der italienischen Kultur» abgegrenzt habe. Sie begründet dies nebst der Angst vor Diskriminierung auch damit, dass sie sich als Feministin versteht:

Und ich bin, also ja, das hat vielleicht auch mit dem zu tun, ich bin auch Feministin, und ich hab mit dem Machismo recht Mühe. Also jetzt dieser italienische, einfach der Machismo generell. Also das ist vielleicht auch noch, also macht es mir vielleicht auch noch schwer, mich mit dem zu identifizieren.

An diesem Zitat wird deutlich, wie Carla Astorino ihre Distanzierung von der «italienischen Kultur» damit in Zusammenhang bringt, dass sie Feministin sei, was sie mit dem «italienischen Machismo» für unvereinbar hält. Der Prozess der Emanzipation von traditionellen Geschlechterrollen wird in gewisser Weise kulturell aufgeladen, da er sich mit einer Abgrenzung von «der italienischen Kultur» vermischt. Carla Astorino grenzt sich von «der italienischen Kultur» ab, weil sie sich als Feministin versteht. Allerdings geht es hier meines Erachtens nicht nur um Fragen der nationalen Identität, sondern auch um Schichtzugehörigkeit. Claudia Scattina und Carla Astorino haben beide eine soziale Aufwärtsmobilität vollzogen und bewegen sich heute in Milieus, wo eine Ablehnung traditioneller Geschlechterrollen zur Selbstverständlichkeit gehört. Es handelt sich um Milieus, die sich in den oberen Bereichen des sozialen Raums befinden und lange Zeit vornehmlich SchweizerInnen vorbehalten blieben. Sowohl Scattina als auch Astorino befinden sich damit heute an einem anderen sozialen Ort als etwa Secondas, die eine Lehre gemacht oder gar keine Ausbildung absolviert haben. Ihre Abgrenzung von anderen Secondas kann als Distanzierung von einem Milieu und einem Ort im sozialen Raum verstanden werden, zu dem sie sich als Etablierte nicht mehr zugehörig fühlen. Zugleich kann die Abgrenzung als Bedürfnis nach Individualität betrachtet werden und als Ablehnung von Fremdzuschreibungen, die mit Verallgemeinerungen und Stereotypisierungen verbunden sind. Allerdings argumentieren auch sie selbst mit kulturellen Differenzen und Verallgemeinerungen, indem sie sich von «der italienischen Kultur» distanzieren. Dies kann verschiedene Gründe haben. Kulturelle Unterschiede im Sinne nationaler oder ethnischer Unterschiede scheinen zum einen salienter zu sein als kulturelle Unterschiede zwischen verschiedenen sozialen Schichten. Zum anderen erfordert ein sozialer Aufstieg Anpassungsleistungen. Da die Gruppe der Etablierten nach wie vor mehrheit-

lich aus Schweizern und Schweizerinnen besteht, findet eine Gleichsetzung von «Erfolgreichen» und «SchweizerInnen» statt. Die im neuen Milieu geteilten Ideale und Werte wie z.B. Ehrgeiz und Zielstrebigkeit, aber auch feministische Einstellungen werden in der Folge als «typisch schweizerische» Eigenschaften bezeichnet, womit kulturelle Differenzen nicht etwa dekonstruiert, sondern reproduziert und verfestigt werden.

Fazit

Wie an den dargestellten Beispielen illustriert werden sollte, werden Identitäten je nach sozialem Ort, an dem sich eine Person befindet, je nach Geschlecht und vorhandenen Ressourcen in unterschiedlicher Weise konstruiert. Während einige der Befragten sich als «Italienerin» oder «Seconda» definieren, um sich Anerkennung zu verschaffen, definieren sich andere als «Schweizerin» oder als «Weltbürgerin» und verstehen sich nicht als «Seconda». Wie ausgeführt, spielen hierbei die biographischen Erfahrungen und biographischen Verläufe sowie die spezifische Lebenslage einer Person eine entscheidende Rolle: Je nach Weg, den eine Person in der Etablierten-Aussenseiter-Figuration zurücklegt, und je nach Ort, an den sie gelangt, werden von andere Anpassungs- und Konstruktionsleistungen abverlangt. Je in spezifischer Weise verschränken sich denn auch Ethnizität, Geschlecht und Klasse in den einzelnen Biographien.

Festzuhalten gilt, dass es «die» Secondas nicht gibt. Die Lebenslagen von Frauen ausländischer Herkunft unterscheiden sich so stark voneinander, dass jede Verallgemeinerung unweigerlich bestimmte Differenzen ausblendet. Es erstaunt daher auch nicht, dass viele jener Frauen, die als Secondas bezeichnet werden könnten, diese Fremdzuschreibung entschieden zurückweisen.

Secondas

Leistung und Beitrag bei der Gestaltung der hiesigen Gesellschaft

Cornelia Mayinger Bahadi

Die Seconda gibt es nicht ...

30 Mit dem Begriff «Secondas» werden Frauen der zweiten Einwanderungsgeneration bezeichnet. Diese Frauen sind entweder als Kinder oder Jugendliche im Rahmen des Familiennachzugs in die Schweiz gelangt, oder sie wurden als Kinder eingewanderter Familien hier geboren. Die Chancen, in die schweizerische Gesellschaft hineinzuwachsen, sind schon von dieser Ausgangslage her sehr unterschiedlich. So finden Frauen, die erst im Jugendalter in die Schweiz kamen, ganz andere Voraussetzungen vor als Frauen, die hier geboren wurden. Weitere Faktoren sind die Herkunftsfamilie, das soziale Umfeld, die finanzielle Situation und dann auch ganz persönliche Merkmale wie Intelligenz, Begabungen und Charakter. Auch die nationale Zugehörigkeit ist ein wichtiger Faktor, der sich zum Beispiel bei der Suche nach einer Lehrstelle stark auswirkt. Dabei bestehen für Personen italienischer, spanischer oder anderer westeuropäischer Herkunft heute kaum noch Schwierigkeiten, sehr wohl aber für Personen, die aus dem Balkan stammen. Je länger eine Migrationsgruppe da ist, umso mehr kann sie von einem Gewöhnungsbonus profitieren und wird sie von der einheimischen Bevölkerung als weniger fremd empfunden.

Soziale Implikation des Begriffs «Seconda»

Da die gruppenweise Einwanderung ausschliesslich aus Ländern des Südens und des Südostens zum Zwecke der Arbeit in Niedriglohnjobs geschah – die Einwanderung aus den Ländern des Nordens war immer eine individuelle und meist zum Zwecke qualifizierter Arbeit –, beschränkt sich unsere Wahrnehmung von Secondas auch weitgehend auf Süd- und Südosteuropäerinnen der zweiten ArbeiterInnen- generation. Der Begriff wurde von ItalienerInnen und SpanierInnen selber gewählt.

Junge Frauen deutscher, holländischer oder schwedischer Einwanderungsfamilien werden kaum als Secondas bezeichnet und bezeichnen sich auch selber nicht so. Dies zeigt, dass der Begriff Secondas auch eine soziale Implikation hat und die Kernfrage der Leistung und des Beitrags von Secondas eigentlich die Frage nach der gestalterischen Kraft unterprivilegierter Frauen innerhalb einer Gesellschaft beinhaltet. Schon früh müssen diese Frauen erkennen, dass sie sich in der Schule ganz besonders anstrengen müssen, um den Zugang zu einer weiterführenden Schule oder zu einer Ausbildung zu erhalten. Sie müssen ungleich den Schweizerinnen ständig beweisen, dass sie trotz niedrigem sozialem Status und trotz ethnischer Herkunft, aufgrund deren oft Zuschreibungen von mindermem Intellekt gemacht werden, zu guter Leistung fähig sind.

Beitrag an die Wirtschaft

Secondas stellen ihre Arbeitskraft der schweizerischen Gesellschaft zur Verfügung. Damit leisten sie einen wichtigen Beitrag zum wirtschaftlichen Gedeihen der Schweiz.

Secondas sind wohl beruflich am sichtbarsten als Verkäuferinnen. Die Namensschilder an der Brusttasche weisen zunehmend Namen ausländischer Herkunft aus. Die Mehrsprachigkeit von Secondas ist gerade im Verkauf eine wichtige Ressource, wenn es gilt, fremdsprachige Kundschaft kompetent zu beraten. Beliebter ist auch der Pflegeberuf, ermöglicht er mit seinem modularen Aufbau doch den Zugang für weniger gut oder spät qualifizierte Frauen wie auch für berufliche Wiedereinsteigerinnen. Aber auch in andere Berufe mit weniger «Öffentlichkeitspotenzial» drängen diese jungen Frauen längst. Für italienische und spanische Secondas ist die Handelsschule ein beliebter Ausbildungsweg, den über die Hälfte dieser Frauen begehrt. Studien über italienische und spanische Secondas zeigen, dass diese Frauen den Schweizerinnen in Sachen Bildung kaum nachstehen, ja sogar der prozentuale Anteil an Secondas mit Matura und Universitätsstudium leicht höher ist als bei den einheimischen Frauen. Die Studie «Secondas – Secondos» von Bolzman, Fibbi und Vial bringt zum Vorschein, dass die Kinder der italienischen und spanischen Einwanderungsfamilien, die heute im Alter von 18 bis 35 Jahren sind, in Bezug auf Schule und berufliche Qualifikation ebenso erfolgreich sind wie SchweizerInnen. Wenn man bedenkt, dass die italienischen und spanischen Secondas an den Universitäten im Gegensatz zur Mehrheit der schweizerischen Kommilitoninnen nicht aus Akademiker –, sondern aus Arbeiterfamilien stammen, wird klar, wie gross der soziale Aufstieg von Secondas ist und welchen Beitrag sie auch intellektuell an die hiesige Gesellschaft leisten. Die Nachgeborenen der frühen Einwanderungsgeneration aus Italien und Spanien haben also deutlich aufgeholt. Sie wollen nicht in die Fussstapfen ihrer Eltern treten, die als Fabrikarbeiterinnen oder Bauarbeiter ein

hartes Dasein fristeten. Bis sich auch die Secondas aus dem Balkan ausserhalb von Niedriglohnjobs durchsetzen, dürfte somit nur eine Frage der Zeit sein.

Beitrag an die Gesellschaft

Wichtig ist vielen Secondas noch immer die Familie. Einwanderungsgruppen, die aus Gesellschaften kommen, in denen der Familie ein grosser Stellenwert eingeräumt wird, geben diesen zentralen Wert auch an die nächste Generation als Orientierung und Idealbild weiter. In der Konfrontation mit und dem Pendeln zwischen zwei Welten wird den jungen Frauen viel an Anpassung in der Schweiz wie auch an Anpassung im «Heimatland» abverlangt. Während sich in ihrer Herkunftskultur vieles um die Familie dreht, werden in der Schweiz individuelle Bindungen den familiären vorangestellt. Die Verwirklichung ihres Selbst gehört immer mehr zum emanzipatorischen Anspruch der Schweizerin, auch wenn dies mit dem Zurückbinden oder gar der Aufgabe familiärer Bindungen verbunden ist. Die Familie als staatstragendes Element verliert durch diese Individualisierung an Stellenwert.

Die Familie ist ein System umfassender Lebensgestaltung, und intakte Familienstrukturen sind eine Basis für gelebte Solidarität. Gerade in der Migration ist der Familienzusammenhalt eine wichtige Ressource, mit der Schwierigkeiten im Einwanderungsland besser bewältigt werden können. Familienleben kann sehr anstrengend sein und bietet viel Raum für Auseinandersetzungen (weswegen hier die Familie auch nicht einfach als heile Welt idealisiert werden soll – zudem gibt es sehr viele unterschiedliche Lebenskontexte von Familien), aber gleichzeitig bietet die Familie ein Auffangnetz, das nicht zuletzt auch den Sozialstaat entlasten kann. Secondas, die familiäre Strukturen unterstützend und positiv erlebt haben, können diese auch im Erwachsenenleben eher weitergeben. Mit dem Aufbau einer eigenen Familie als Erwachsene und der Sorge um ihre alternden Eltern leisten sie einen Beitrag an die Stabilität der schweizerischen Gesellschaft.

Beitrag an die Politik

In der Politik haben die Secondas noch Aufholbedarf. Erst ganz wenige Frauen haben hier den Durchbruch geschafft. Da der Schweizer Pass in den meisten Kantonen Voraussetzung für ein Amt in Exekutive oder Legislative ist, sind hier die strukturellen Hürden hoch gesetzt. Mit der IG Secondas, gegründet im Hinblick auf die Abstimmung von 2004 über die erleichterte Einbürgerung für Angehörige der zweiten und dritten AusländerInnengeneration, haben sich Secondas auf den Weg gemacht, mehr Rechte im Zugang zur schweizerischen Zivilgesellschaft einzufordern. Enttäuscht und verletzt über den negativen Ausgang der Abstimmung, hat die IG Secondas ihr Engagement zurzeit allerdings auf Eis gelegt. Das Schweizer Stimmvolk hat den Secondas zu verstehen gegeben, dass das Schweizer Bürgerrecht

ein exklusives Gut ist, das teuer erworben werden muss. Doch viele Secondas sind hier geboren und sehen nicht ein, warum sie für die nationale Zugehörigkeit zu ihrem Geburtsland ein aufwendiges Verfahren über sich ergehen lassen und bis zu mehrere Monatslöhne an Gebühren hinblättern sollen. Sie möchten keine Superschweizerinnen sein, sondern lediglich für die Leistungen, die sie in der Schweiz und für die schweizerische Gesellschaft erbracht haben, anerkannt werden.

Junge Secondas streben vor allem eines an: ein ganz normales Leben zu führen, mit Arbeit, einer schönen Wohnung, irgendwann vielleicht Heirat und Kinder. Darin unterscheiden sie sich nicht von der durchschnittlichen Schweizerin. Die schweizerische Gesellschaft braucht den Beitrag der Secondas, denn sie machen einen nicht zu vernachlässigenden Anteil der schweizerischen Bevölkerung aus, verfügen über vielfältige sprachliche und kulturelle Ressourcen und bringen mit ihrem Streben nach einer Verbesserung ihrer sozialen Situation wichtige innovative Impulse ein, von denen die Schweiz nur profitieren kann.

Literatur

Claudio Bolzmann, Rosita Fibbi, Maria Vial, Secondas – Secondos, Le processus d'intégration des jeunes adultes issus de la migration espagnole et italienne en Suisse, Seismo Verlag, Zürich 2003

Zwischen Utopie und Wirklichkeit

Frauen mit Migrationserfahrung in der Schweiz

Jael Bueno

34

Vielfältige Menschen bewohnen die schweizerischen sowie die anderen europäischen Städte. Wenn wir uns auf den Strassen von Zürich, Barcelona, Berlin umsehen oder in die Betriebe, Schulen oder die Privatsphäre schauen, brauchen wir keine besondere Brille, um diese vielfältige Realität zu bemerken.

Die Frage «Woher kommst du?», ist immer noch ein rotes Licht, welches die angefragte Person mit ihrer Herkunft in Frage stellt. Eine junge Frau schweizerischer Nationalität, die hier geboren ist und hier ihr ganzes Leben verbracht hat, wird wegen besonderer physischer Merkmale oft mit der Frage der «Abstammung und Ursprünglichkeit» konfrontiert. Es reicht nicht, dass sie sich selbst verorten kann, solange die Gesellschaft sie nicht als Teil ihrer selbst wahrnehmen kann.

Oft wird die Realität der hiesigen Gesellschaft durch ein homogenisiertes Bild ausgeblendet. Die Vielfalt, die sich vor unseren Augen zeigt, wird in den öffentlichen Diskursen auf andere Weise dargestellt. Obwohl Migration und deren Akteurinnen Bestandteil der Gesellschaft sind, werden diese immer noch als Fremde und oft auch als Bedrohung wahrgenommen.

Die Interpretationen des Fremden in der modernen Gesellschaft bewegen sich zwischen den Begriffen Kultur und Nation. Seit den 70er Jahren gibt es verschiedene Ansätze, um die Vielfalt der modernen Gesellschaft zu interpretieren: Neokolonialismus, Postkolonialismus, Rassismus, Kulturalismus, Inter- und Multikulturalität und Transkulturalität. Haben diese Interpretationen die Wahrnehmung der Realität und den Alltag der Menschen mit Migrationserfahrung beeinflusst?

Olympe 22/05

Die spezifischen Erscheinungsformen und sozialen Konsequenzen, die das Bild der «fremden Frauen in der männlichen Welt» für die Frauen bedeuten, wurden in der feministischen Theorie und Praxis ausreichend analysiert und dekonstruiert, ebenso der Zusammenhang zwischen Macht und Männlichkeit, der die untergeordnete Position der Frauen bestimmte. Das Gleichstellungsgesetz, in Kraft seit dem 1. Juli 1996, hat einiges erreicht, obwohl das Machtgefälle zwischen den Geschlechtern noch nicht zerstört ist. Haben diese Ereignisse die Wahrnehmung von Frauen mit Migrationserfahrung verändert?

In der hiesigen transnationalen Gesellschaft leben Menschen von verschiedener Herkunft, einigen wird die Frage nach ihrer Herkunft gestellt, sie werden diese Frage mit einer Reaktion, einer strategischen Haltung oder einer Gegenfrage beantwortet. Welche Haltung haben die Migrantinnen der ersten und der zweiten Generation in Bezug auf die Frage nach der Herkunft?

1. Wahrnehmung der Realität und des Alltags der Menschen mit Migrationserfahrung

Oft nimmt die hiesige Gesellschaft Ausländerinnen, fremde Frauen, Migrantinnen oder Secondas zwischen zwei Polen von Denken und Haltung wahr. Diese Entscheidung wird häufig durch sozialen Druck und vom hegemonialen Diskurs der Mehrheit der Gesellschaft bestimmt. In der Aufnahmegesellschaft entscheidet die einheimische Bevölkerung zwischen den positiven integrativen Polen und den negativen ablehnenden, zwischen Xenophilie und Xenophobie, zwischen Antirassismus und Rassismus, zwischen Antikulturalismus und Kulturalismus.

Der kulturalistische Ansatz hat in den 90er Jahren durch die Debatte über die Integrationspolitik in den öffentlichen Diskurs Eingang gefunden. Dieser Ansatz ist stark von postkolonialistischen Gedanken beeinflusst. Für den Postkolonialismus ist die Welt immer noch in zivilisierte und wilde, demokratische und nicht demokratische Länder geteilt. Aus dieser Dichotomie rechtfertigen einige Nationen, so wie früher in der Kolonialzeit, das Verfügungsrecht über die Ressourcen anderer Nationen und die «natürliche Hierarchie» zwischen Ländern.

Aus der Warte des Kulturalismus haben die Menschen eine unveränderbare Herkunft. Diese Herkunft, welche durch «physische Merkmale» und eine «gewisse Haltung» sichtbar wird, prägt die Menschen sogar bis zu drei oder mehr Generationen. Die Herkunft wird aber nicht bei allen Menschen dieser Welt gleichermaßen bemerkbar und fixiert. Die EuropäerInnen und deren Nachkommen in den USA und Australien werden nicht wegen ihrer Herkunft verdächtigt, sie gelten als «universelle Menschen». Menschen aus nicht europäischen Räumen bleiben oft wegen ihrer Herkunft verdächtig und werden nicht als Teil der Gesellschaft wahrgenommen.

35

Das Beispiel der USA beschreibt den Prozess, «Einheimisch zu werden», ohne sich mit der Frage der Herkunft auseinander zu setzen bestens. Die sogenannten ersten Migranten in den USA waren nur in der ersten Generation Europäer (Frauen wurden in diesem Prozess nicht mitgemeint), die Nachkommen wurden durch den öffentlichen Diskurs bereits zu «Einheimischen» gemacht. Warum war das einfach so? Wie ist es gekommen, dass diese MigrantInnen in einem neuen Land in kurzer Zeit «einheimisch» geworden sind? Warum wurde nicht der gleiche Prozess mit anderen Migrationsgruppen aus Lateinamerika und Asien durchgezogen? MigrantInnen aus dem nicht «europäischen Raum» werden in den USA, obwohl sie einen amerikanischen Pass besitzen, nicht als AmerikanerInnen wahrgenommen.

In der Schweiz findet der Prozess «einheimisch werden» nicht statt. Ausser wenn jemand eine aussergewöhnliche Leistung vollbringt. Hier leben Personen mit Migrationserfahrung, die sogar bis und mit dritter Generation als Fremde wahrgenommen werden. In der Schweiz haben 20% der gesamten Bevölkerung einen ausländischen Pass, sie sind die «Herkunftsverdächtigen». Weitere mindestens 15% der gesamten Bevölkerung haben Migrationserfahrung und besitzen einen CH-Pass, sie werden dennoch auf Grund ihrer Herkunft verdächtigt.

36 Die Realität widerspricht den erwähnten Diskursen. Realitäten existieren in einer bestimmten Zeit und einem bestimmten Raum, und soziale Gruppen und Generationen werden in ihrem Umfeld den Diskurs redimensionieren und die Frage der Herkunft wird auf unterschiedliche Weise beantwortet.

2. Die Bilder über fremde Frauen, Ausländerinnen, Migrantinnen

In der Frauenarbeit in der Deutschschweiz wurde in den 70er und 80er Jahren das Bild der «fremden Frauen» als Opfer von Frauenhandel und Zwangsheirat konstruiert. Ihr Status wurde auf Sexarbeiterin oder auf gekaufte Ehefrau festgelegt. Diese homogenisierte Beschreibung fremder ausländischer Frauen prägte das Bild der Frauen mit Migrationserfahrung in den 90er Jahren. Das Bild des «armen, einfachen und ausgelieferten Wesens» war mit ein Grund dafür, dass viele Feministinnen die fremden ausländischen Frauen nicht als Ansprechpartnerinnen für die feministische Arbeit wahrgenommen haben.

Die fremde Zuschreibung

Diese externe Zuschreibung hat auch eine Wirkung auf die fremden Frauen. Sie werden von diesem Bild regiert, das das Gegenüber von ihnen hat. Die fremde Frau schickt sich in die Rolle des Opfers, damit sie Unterstützung bekommen kann, oder in die Rolle der armen und abhängigen Frau, damit Sozialdienstleistungen für sie zugänglich werden. Als Passive wird sich die Fremde darstellen,

wenn sie durch keine intelligente aktive Handlung etwas erreichen kann. Die fremde Zuschreibung wandelt sich in die Referenz der Fremden, um ihr Überleben zu sichern, besonders in sozialen und politischen Kontexten, wo es keinen Raum für eine Selbst-Darstellung und -Verortung gibt. Das ist die Paradoxie der unreflektierten fremden Verortung.

Deshalb war die erste Aufgabe der Migrationsbewegung der 90er Jahre, sich mit der Dekonstruktion von Zuschreibungen und der Fremdverortung zu befassen. Folgende Fragen wurden gestellt und beantwortet:

Wie entsteht eine undifferenzierte und respektlose Konstruktion über Migrantinnen? Welche Prozesse laufen hinter diesen stereotypisierten Bildern ab?

Die Entmenschlichung und der Entzug von Fähigkeiten

Die Entmenschlichung ist Teil der Politik der Vernichtung von Fremden, die in der Kolonialzeit systematisch gegen die kolonialisierten Völker angewandt wurde. Diese wurden als minderwertig und unfähig wahrgenommen, sogar als «Wesen ohne Seelen». Heutzutage werden die Demokratieunfähigkeit der Exkolonien und die natürliche Rechtlosigkeit ihrer BewohnerInnen konsterniert wahrgenommen. Bestimmte Nationen rechtfertigen sich auf diese Weise, so wie sie früher das Verfügungsrecht über die Ressourcen anderer Nationen und die «natürliche Hierarchie» gerechtfertigt haben.

Die Entmenschlichung schuf ein System, «das auf der Negation des Anderen beruhte und das, um sich zu halten, jeden Hauch von Menschlichkeit der Opfer systematisch leugnen musste» (Plumelle-Urbe 2001: 54). Es ist ein Prozess, der die anderen ihrer Freiheit beraubt.

Diese Negation der Freiheit der Minderheiten wird nicht etwa nur durch die Institutionen etabliert, sondern auch durch die Menschen der Mehrheitsgesellschaft. Die permanente Entwürdigung, z.B. in den Durchgangszentren von Asylsuchenden, bewirkt, dass Letztere sich als Untermenschen fühlen. Auch Sozialdienste können bei Frauen durch den systematischen Entzug ihrer Selbstbestimmung eine Entpersönlichung bewirken.

Die entmenschlichende Behandlung beginnt, wenn jemand behauptet, fremde Frauen bräuchten keine Gleichbehandlung, weil sie aus einem «anderen Kulturkreis» kommen. Oder wenn die Gewalterlebnisse einer fremden Frau bagatellisiert werden, weil davon ausgegangen wird, Gewalt sei für sie normal. Die Akzeptanz des Bildes der Fremden als «Minderwertige» ist der erste Schritt zur Entmenschlichung.

Aber nicht alle Migrantinnen werden plakativ als Minderwertige bezeichnet; denn solch eine Aussage oder Haltung ist in einer toleranten Gesellschaft nicht immer gut angesehen. Öfter aber wird über die Unfähigkeit der Fremden ge-

sprochen. Im öffentlichen Diskurs werden Migrantinnen aus «fernen Ländern, aus anderen Kontinenten» als Opfer ihrer patriarchalischen Herkunftskultur betrachtet. In der Opferrolle werden ihnen ihre menschlichen Fähigkeiten abgesprochen, sie werden als unausgebildet, abhängig, unintelligent und passiv abgestempelt. Besonders gefestigt wird dieses Bild, wenn die Migrantin «nicht Deutsch sprechen kann».

Das Opferbild unterstützt dabei die Rechtfertigung der Ausgrenzung der Migrantinnen und institutionalisiert eine «spezielle Behandlung» als Menschen zweiter Klasse, eben weil sie nicht «normale Personen» sind. Diese ausgrenzende und rassistische Funktion des Opferbildes mit dem Entzug der menschlichen Fähigkeiten wurde in den 90er Jahren heftig von Migrantinnen hinterfragt und kritisiert, denn sie festigt eine strukturelle Diskriminierung in der Gesellschaft und die Dequalifizierung der Frauen mit Migrationserfahrung.

3. Von der Reaktion zur Aktion: Migrantinnen der ersten Generation

Die erste Sache, die die Migrantinnen der ersten Generation in ihrem Alltag begreifen mussten, war, dass sie in allen Bereichen der Gesellschaft präsent waren. Die Vielfalt der Bevölkerung in den Städten spiegelte ihre Präsenz in ihren verschiedenen Rollen: Kundin, Bewohnerin, Aktivistin, Politikerin, Arbeiterin, Berufstätige, Selbständige, Unternehmerin, Ehefrau, Mutter, Grossmutter, Freundin, Schwiegertochter usw. Migrantinnen der ersten Generation mussten diese Präsenz sichtbar machen, sie mussten reagieren, um die Vielfalt der Gesellschaft zu zeigen.

Die Positionierung der Frauen mit Migrationserfahrung höhnte das stereotypisierte Bild der Ausländerin aus. In jedem öffentlichen Auftritt im politischen, sozialen und akademischen Bereich und in der Arbeit wurde die fremde Zuschreibung von Formen kultureller Identität hinterfragt.

Erklärungen für die strukturelle Ausgrenzung und den Prozess der zweiten Vergeschlechtlichung durch ein ethnisiertes Geschlecht (Gutierrez Rodriguez 1999) lieferten der strukturelle Rassismus oder der Kulturalismus. Ansätze, die die Migrantinnen der 90er Jahre in die wissenschaftliche und die politische Diskussion einbrachten, um die Realität der Migrantinnen in der Schweiz zu interpretieren und ein differenziertes Bild der Frauen mit Migrationserfahrung zu gestalten. Sie gelangten damit von der ersten Reaktion zur Aktion.

Sich einmischen und positionieren: Die Migrantinnenorganisationen

Als Teil der Zivilgesellschaft organisierten sich die Migrantinnen. Eine wichtige Gemeinsamkeit der ausländischen und der einheimischen Bevölkerung ist die Neigung zur Mitgliedschaft in verschiedenen Vereinen und Organisationen. Allein auf der Website über Migration und Integration im Kanton Zürich, www.integration-zh.ch,

sind mehr als 150 Migrantinnenorganisationen und -gruppen registriert, die ihre Integrationsprojekte aktiv einreichen. In dieser Liste fehlen andere Migrantinnengruppen, die ebenfalls aktiv sind, aber vom Kanton für ihre Arbeit nicht finanziell unterstützt werden.

Anfang der 90er Jahre entstanden im Kanton Zürich und in anderen Kantonen Gruppen, die von Migrantinnen aus Lateinamerika, Afrika, Asien und Osteuropa initiiert wurden. Die meisten von ihnen legten ihren Arbeitsschwerpunkt auf die Diskussion und die Analyse der Lebenssituation von Migrantinnen in der schweizerischen Gesellschaft – im Unterschied zu früheren Gruppen in den 70er und 80er Jahren, die sich vor allem für die Unterstützung von Projekten in ihren Herkunftsländern engagiert hatten.

Die Migrantinnenorganisationen wurden initiiert durch einzelne Personen oder durch Gruppen, entweder als eine spezifische Frauenaktivität innerhalb anderer Organisationen, als Untergruppe eines Vereins oder als selbständiger Verein mit Statuten. Die organisatorische Form einer Migrantinnengruppe ist oft verbunden mit den Ressourcen und der Autonomie, die sie für ihre Arbeit braucht. Einige Projekte entwickelten sich innerhalb von Organisationen, die Räumlichkeiten anboten. So haben sich viele Gruppen mit anderen Frauenberatungsstellen oder Frauenzentren zusammengeschlossen oder arbeiten mit diesen zusammen.

Auseinandersetzung mit dem Schulsystem

Der Kampf, ein differenziertes Bild der Frauen mit Migrationserfahrung zu gestalten, bewirkte auch, dass das defizitäre Bild der Kinder mit Migrationshintergrund hinterfragt wurde. Die Diskriminierung von «ausländischen Kindern» (die zum grossen Teil hier geboren sind) in der Schule wurde mehrmals diskutiert und kritisiert. Einzelne Kämpferinnen und organisierte Aktionen erreichten, dass die Vielfalt der Gesellschaft in die Forschung der Bildungsdirektion des Kantons Zürich Eingang fand. Es wurden verschiedene Projekte im multikulturellen Umfeld lanciert bis zur Umsetzung des Projektes «QUIMS, Qualität in Multikulturellen Schulen».

Migrantinnen der ersten Generation mussten sich in ihrer Rolle als Mutter fast täglich mit den Lehrpersonen auseinandersetzen. Ihre Rolle als Mutter wurde wegen ihrer Berufstätigkeit in Frage gestellt. Ihre Initiative für Blockzeiten an den Schulen wurde anfangs mit kritischer Haltung abgelehnt und erst Ende der 90er Jahre an vielen Schulen umgesetzt. Ihre Erziehungsformen wurden kulturalisiert, und sie wurden oft wie Minderjährige behandelt, weil sie nicht die Sprache der Lehrpersonen sprachen. Nur wenige Lehrpersonen haben für die Gespräche mit «ausländischen Müttern» Übersetzungsdienste angefragt. Als Mütter

forderten sie Massnahmen gegen rassistische Angriffe auf dem Pausenplatz und in der Klasse; Respekt für die Kinder, damit sie nicht unsicher werden und an ihren Fähigkeiten zweifeln. Es wurde mehrere Male berichtet, wie sich eine verachtende Haltung der Lehrpersonen aufgrund des Aussehens oder der Herkunft eines Kindes fatal auf dessen Persönlichkeitsentwicklung auswirkte. Als Mütter plädierten sie auch dafür, dass die Lehrpersonen akzeptieren, dass Kinder mit Migrationshintergrund nicht nur «schlau» sondern auch intelligent sind.

Welche Mutter von Kindern mit Migrationshintergrund kann nicht über die Willkürlichkeit bei der Notenauf- oder abrundung berichten, die dann entscheidend war für Zuteilung zu den Schultypen. Wie und warum das Aussehen und der Name entscheidend sind für die Zuweisung von Kindern zu Schultypen mit geringeren Anforderungen oder anspruchsvollerem Niveau, hat die Studie «Das Wachstum des sonderpädagogischen Angebots im interkantonalen Vergleich» der Interkantonalen Hochschule für Pädagogik Zürich sowie die Forschung von Anne Juhasz und Eva Mey ««Desintegration» oder «gelungene Integration» der Zweiten Generation?» (Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, 2003:115–139) gezeigt.

Die Leistungen der Kinder von Migrantinnen der ersten Generation

- 40 Unter dem Titel «Viele eingebürgerte Secondos überholen laut Studien die Schweizer» wurde in den Medien auf zwei Studien des Bundesamtes für Statistik hingewiesen. Mit diesem einfachen Titel wurden viele Vorurteile und Stereotypen über die Kinder mit Migrationserfahrung in diesem Land hinterfragt. «Die eingebürgerten Secondos in der Schweiz sind punkto Ausbildung und Berufskarriere erfolgreicher als die nichteingebürgerten; teilweise überflügeln sie sogar ihre Schweizer Altersgenossen. In der Schweiz geborene Ausländerkinder sind in einer besseren Lage als ihre Eltern. Oftmals machen sie sogar eine steilere Berufskarriere als ihre Schweizer Altersgenossen – besonders die Eingebürgerten.» (<http://de.bluewin.ch/news/index.php/schweiz/news/20050426:brd037>) Als diese Nachricht im April 2005 veröffentlicht wurde, hatte sich in diesem Land etwas verändert. Eine positive Wahrnehmung über Frauen und Männer mit Migrationserfahrung wurde offiziell bestätigt. Es gibt nach diesen Studien keine fachlichen Argumente oder Beweise mehr, um die jungen Menschen mit Migrationserfahrung mit den alten Bildern als Defizitäre zu bezeichnen. Ihre Fähigkeiten sind ausgewiesen.

Information ist Macht

Anfang der 90er Jahre ergriffen Migrantinnen die Mikrophone, um selber die Information zu gestalten und zu vermitteln. Dieser Radiojournalismus, mit Schwerpunkt bei den Lokalradios, hat eine lange Entwicklung durchgemacht.

Heutzutage gestalten Migrantinnen ihre Beiträge in verschiedenen Sprachen. Im gleichen Zeitraum begann die Herausgabe von zahlreichen Zeitschriften von und für Frauen mit Migrationserfahrung. Auch junge Frauen wurden in der Medienarbeit in einem einmaligen Projekt gefördert: Sprung in die Berufswelt, ein Projekt von Nosotras–Wir Frauen.

Aber nicht nur die Stimme und die Schrift sind Instrumente der Selbstrepräsentation, die die Frauen mit Migrationserfahrung jetzt beherrschen, ihre Positionierung in den Medien vollzieht sich auch über Bilder. Die erste Videoproduktion über die Dekonstruktion von Darstellungsformen in der Arbeitswelt wurde von Migrantinnen im Rahmen eines Projekts von «Nosotras. Interkulturelle Informationsstelle für Frauen» gemacht (DVD «Die Arbeit zu tun». Bezug bei: info@nosotras.ch).

4. Strategisches Handeln: Secondas. Die politische Haltung

Die politische Partizipation der Secondas bei den Nationalratswahlen vom 19.10.2003 im Kanton Zürich, bei denen sie mit eigener Liste kandidierten, auf der 17 Schweizerinnen und 16 Schweizer ausländischer Herkunft standen, brachte neue politische AkteurInnen in die schweizerische Politik, obwohl sie keinen Sitz im Nationalrat erreichten. Nach dieser ersten Erfahrung wurden die Secondas aktiv für die nächste politische Arbeit, nämlich die Vorbereitung der Einbürgerungsvorschläge für die zweite und die dritte Generation und die politische Kampagne für die Wahlen im September 2004. Die Einbürgerungsvorschläge wurden mit einem doppelten Nein abgelehnt. Zum dritten Mal nach 1983 und 1994 verweigerte die schweizerische Bevölkerung Kindern von MigrantInnen das Schweizer Bürgerrecht. Aber Erfahrungen wurden gesammelt und einige Erfolge verbucht, so gibt es zum Beispiel in Basel die starke Präsenz von Migrantinnen auf der Liste von Basta, und einige von ihnen wurden als Stadt- oder Gemeinderätin gewählt. In Luzern wurde Lathan Suntharalingam, ein «Secundo», ins Gemeindeparlament gewählt.

Diese politische Erfahrung mit mehr Niederlagen als Erfolgen wird in den nächsten Jahren die Strategie der Secondas beeinflussen. Die politische Arena wird mehr als die Sichtbarkeit der Secondas in der schweizerischen Gesellschaft verlangen. Die Aussage «Wir sind hier, weil wir hier sind» (Titel der Website von IG Secondas) reicht nicht mehr, um Secondas zu mobilisieren, es braucht ein politisches Programm mit einer klaren Positionierung.

Die Grenzen zwischen den «Secondas» und «Nichtsecondas» haben sich verwischt, im Vergleich zu den Grenzen zwischen den Frauen mit und ohne Migrationserfahrung, die immer noch parallel laufen, wenn nicht manchmal diametral. Auf dieser Ebene ist der Unterschied zwischen der ersten und der zweiten

Generation erkennbar. Für die Migrantinnen der ersten Generation war es bereits eine politische Positionierung, ihre Menschlichkeit und ihre Fähigkeiten zu beweisen, sie mussten die Grenze zwischen den Frauen mit und ohne Migrationserfahrung ziehen, um bewusst auf die strukturellen Diskriminierungen zu reagieren. Die Secondas brauchen diese Überzeugungsarbeit nicht mehr zu leisten und müssen sich nicht mehr wegen ihrer Präsenz in der schweizerischen Gesellschaft rechtfertigen, «sie sind hier, weil sie hier sind», aber diese Präsenz soll auch eine autonome politische Identität entwickeln.

Die soziale Partizipation der Secondas wird seit 2003 durch verschiedene eigene Organisationen gestaltet:

IG Secondas. «Die IG Secondas wurde als Interessengemeinschaft für Secondas und Secondos in der Schweiz gegründet mit dem Ziel, den Secondas und Secondos in der hiesigen Gesellschaft ein Gesicht zu geben und die Bevölkerung diesbezüglich zu sensibilisieren.» (www.igsecondas.ch)

Secondas Plus. ««Secondas Plus» ist eine Gruppierung innerhalb der SP, die sich schwerpunktmässig, aber nicht ausschliesslich, mit Migrationsthemen auseinandersetzt und sich als Bestandteil der linken Bewegung versteht «Secondas Plus» beteiligt sich aktiv, innerhalb und ausserhalb der SP, an der Formulierung und Durchsetzung einer menschenwürdigen Migrationspolitik im Sinne des Leitgedankens.» (www.secondas-plus.ch)

42

Secondo. «Wir wollen die Diskussion beleben, auf Filme, Debatten und andere Aktivitäten von und für Secondos und Secondas hinweisen und so unser Image verbessern – aber auch unsere Chancen bei der Lehrstellensuche, auf dem Arbeitsmarkt, in den Schulen und in den Köpfen der «ethnischen» Schweizerinnen und Schweizer. Auf dass man uns nicht nur als Problemschüler, Raser und Kopftuchträgerinnen wahrnimmt. Sondern als das, was wir sind: Secondas und Secondos. Stinknormale Menschen, die längst zur Schweiz gehören.» (www.secondo.net)

Café Secondas. Der Treffpunkt für junge Frauen mit ausländischen Wurzeln. «Du weisst nicht, ob du eine Seconda bist? Wenn du irgendwann mit deinen Eltern in die Schweiz gekommen bist, wenn du zwar hier geboren wurdest, deine Eltern aber in die Schweiz eingewandert sind, wenn du nicht einfach nur hierher, sondern auch irgend wo anders hingehörst, dann bist du eine Seconda.» (Café Secondas, Idee, www.cafesecondas.ch)

Die Generationenfrage

Wie bei anderen sozialen Bewegungen stellt sich auch bei der Migrantinnenbewegung die Frage der Generation. So wie sich die Frauenbewegung in den 60er und 80er Jahren mit anderen strukturellen Rahmenbedingungen konfrontiert



Samantha

Porträt für die Werbekampagne des «secondo-Theaterfestival Luzern»

43

sah, bewegte sich auch die Migrantinnen-Bewegung der 90er Jahre in einem anderen Umfeld als die Secondas in der heutigen Zeit.

Der Zugang zur Ausbildung war für Migrantinnen der ersten Generation keine Selbstverständlichkeit, wie sie es heute ist. Die Dequalifizierung war für viele eine Norm. Die Ausübung ihres erlernten Berufs war unmöglich bis verboten. Viele Migrantinnen mussten sich in der Rolle als Ehefrau und Mutter zurechtfinden, so wie es die schweizerischen Gewohnheiten von Frauen verlangten. Nur wenige hatten den Mut, eine Ausbildung bei null (wieder) anzufangen, oder versuchten, auf dem Arbeitsmarkt qualifizierte Stellen zu erobern.

Die Kleidungs Vorschriften in den schweizerischen Städten waren weniger streng als in den 60er oder 70er Jahren, obwohl es nicht so lange her war, dass die Mädchen das Recht erlangt hatten, in Hosen in die Schule zu gehen oder als normale Schweizerin eine Jeans zu tragen, ohne Gefahr zu laufen, auf der Strasse als Prostituierte beschimpft zu werden. Die Strasse gehörte immer noch den Männern, was sich in den 90er Jahren nicht änderte.

Einen Vertrag ohne das Einverständnis des Ehemannes abzuschliessen war für viele Migrantinnen eine Selbstverständlichkeit, die ihnen aufgrund des neuen Eherechts im Migrationsbereich verwehrt wurde.

44 Es wurde vieles erreicht, aber die Welt ist noch nicht frauenfreundlich, das internationalisierte Produktionssystem macht die Gleichstellungspolitik unumsetzbar, und die Rechte der Arbeiterinnen können nicht mehr geschützt werden. Es ist eine Zeit, in der der Sozialstaat von rechten Parteien bekämpft wird und internationale wirtschaftliche Interessen vorherrschen. Die Gleichstellung ist auf rechtlicher Ebene verankert, aber die tatsächliche Gleichstellung im Alltag ist noch nicht realisiert. Hier liegen die Herausforderungen für die neuen Generationen, um strategisch zu handeln und die Ziele zu erreichen.

Die berufliche Stellung muss anders gestaltet werden, um die Ressourcen und Interessen der jungen Frauen umzusetzen und endlich Veränderungsprozesse bei den Frauen- und Männerberufen herbeizuführen. Hier wird die Zuteilung von jungen Migrantinnen zu «Migrantinnen- oder Frauenberufen» hinterfragt. Die Lohnunterschiede werden auf der Agenda der Secondas bleiben, bis eine gerechte Entlohnung zustande kommt. Die Migrantinnenvertretung in den Exekutiven und Legislativen wird strategisch mit anderen Allianzen geplant. Die Beteiligung der Frauen an unbezahlter Arbeit soll durch die Beteiligung der Männer ausgeglichen werden.

Die Erwerbsbeteiligung von Secondas und Frauen mit Migrationshintergrund wird in dieser Zeit der globalisierten Wirtschaft im Zusammenhang mit der Vergeschlechtlichung der Migrantinnen auf dem Arbeitsmarkt eine offene Frage bleiben, die diskutiert werden muss. «Für Migrantinnen stehen in der Regel die

Arbeitsplätze zur Verfügung, für die sie die angeblich so genannte frauentypische Eigenschaften und Fähigkeiten «qualifizieren». Die gerühmte Fingerfertigkeit, Geduld, Kommunikationsfähigkeit etc. werden Migrantinnen in besonderer Weise zugeschrieben und schliesslich zur Erklärung herangezogen, warum sie besonders gut für monotone Tätigkeiten, wie etwa die Fließbandarbeit, geeignet erscheinen oder ihre Arbeitskraft in den Krankenhäusern und in der Gastronomie benötigt wird. Das Arbeitsvermögen wird somit nicht nur geschlechtsspezifisch, sondern auch ethnisch codiert und organisiert. Hier verquicken sich rassistische und sexistische Bilder zu stereotypischen Projektionen. Das Ergebnis sind die «geduldige asiatische Krankenschwester», die «besonders geschickte südländische Fließbandarbeiterin», die «freundliche türkische Verkäuferin» und die «immer lächelnde thailändische Kellnerin.» (Castro Varela 2003:21)

5. Visionen

Visionen für das Jahr 2036

Visionen haben den privaten und den kollektiven Alltag der Frauen mit Migrationserfahrung in den 90er Jahren geprägt. In einem Migrationsgespräch des ehemaligen Gleichstellungsbüros der Stadt Zürich im November 2001 formulierte ich meine Vision für das Jahr 2036 mit diesen Worten:

«Jede Person, die in der Schweiz wohnt, findet durch eine neue Form der Arbeitsvermittlung einen ihren Fähigkeiten und ihrer Ausbildung entsprechenden Platz auf dem Arbeitsmarkt. Frauen verschiedener gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Herkunft können ihre Kenntnisse und ihre Erfahrung in der Arbeit einsetzen. Bei der Arbeit und im sozialen Leben werden keine Grenzen mehr mit Aufenthaltsbewilligungen gezogen. Dieses Land setzt sich vermehrt für die Verbesserung des Lebensstandards im Ausland ein, statt Ressourcen für Sicherheitskontrollen von ausländischen Personen zu verbrauchen. Der strukturelle Rassismus und die Abgrenzungsmechanismen sind überwunden und führen die Personen nicht mehr in Ethnisierungsprozesse. Das Leben in der Stadt wird nicht mehr durch den Diskurs über den Kulturalismus getrennt.

Die Fragen: Woher kommst du? Welche Aufenthaltsbewilligung hast du? Und die Stigmatisierung von Personen durch diese Beschreibungen ist Teil der finsternen Vergangenheit der Migrationspolitik, die durch die Selbstverortung der Personen verschwand.

Im Jahr 2036 blickt die Schweiz stolz auf ihre Erfolge. Sie ist ein Land, in dem Frauen und Männer Verantwortung tragen und Rechte ausüben. Die Mehrsprachigkeit der BewohnerInnen wird im Alltag, auf der Strasse, bei den Ämtern und Behörden gelebt. Schülerinnen und Schüler können in ihrer beliebten Sprache den Unterricht besuchen und andere Sprachen lernen. Schweizerinnen und

Schweizer sind alle, die dieses Land bewohnen und sich für dieses Land einsetzen wollen.»

Literatur

Maria do Mar Castro Varela, Zur Skandalisierung und Re-Politisierung eines bekannten Themas: «Migrantinnen auf dem Arbeitsmarkt», in: Maria do Mar Castro Varela, Dimitra Clayton (Hg.), Migration, Gender, Arbeitsmarkt. Neue Beiträge zu Frauen und Globalisierung, Ulrike Helmer Verlag, Königstein/Ts 2003, S. 8–30.

Encarnacion Gutierrez Rodriguez, Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivierung im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung, Leske+Budrich, Opladen 1999.

Julia Kristeva, Fremde sind wir uns selbst. Edition Suhrkamp, Frankfurt am Main 1990.

Rosa Amelia Plumelle-Urbe, Weisse Barbarei. Vom Kolonialrassismus zur Rassenpolitik der Nazis, Rotpunktverlag, Zürich 2004.

Bemerkung

Referat an der Tagung «Utopien von Frauen verschiedener Herkunft». PAZ, 27.08.05.

Was sprachlich normal ist

Sabina Larcher Klee

Darauf angesprochen, wie die Schweiz sprachlich gestaltet sei, antworten viele Menschen spontan mit «mehrsprachig». Ein Staat eine Sprache, dieses Denkmuster wird im nationalen Kontext selten angetroffen. Dennoch sind mit «mehrsprachig» meist die «legitimen» Sprachen gemeint, die Sprache von Gesetz, Recht, Verwaltung und Institutionen, nicht die zahlreichen Sprachen des öffentlichen Lebens in der Schweiz. Erstere sind in der Regel einsprachig, in der Schweiz vierfach einsprachig. Ein monolingualer Habitus (Gogolin 1994) scheint im nationalen Kontext trotz mehrerer offizieller Landessprachen normal. So überrascht es denn auch nicht, dass sprachliches Vermögen nicht in dem Sinne wertgeschätzt wird, dass Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund in Bildungsinstitutionen daraus Kapital schlagen können (Gogolin 1999). In der Öffentlichkeit wird überwiegend die Bedeutung der Kenntnisse der jeweiligen offiziellen Verkehrssprache thematisiert und diese als bedeutendsten Faktor für die Integration angesehen. Umgekehrt wird mangelndes Können als Ursache für die Beeinträchtigung der Teilhabe an zahlreichen Lebensbereichen angenommen: sei es im Bildungssystem, beim Erwerb beruflicher Qualifikationen, im sozialen Umfeld und bei der Teilhabe am kulturellen Geschehen. Dabei liegt die Betonung auf einer Art «Bringschuld» (ebd., S. 22) der MigrantInnen hinsichtlich dieser Kompetenz. Sprachkenntnisse und Integrationswille werden so direkt gekoppelt. Tatsächliche oder antizipierte Sprachprobleme werden schnell zu Stolpersteinen, so dass Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund überdurchschnittlich oft Schultypen mit Grundanforderungen zugeteilt und an Sonderschulen überwiesen werden. Zweifellos und unbestritten sind deshalb solide Kompetenzen in der Verkehrssprache wichtig. In der öffentlichen Diskussion

bleiben jedoch die Sprachkompetenzen und die Rolle der «Herkunftssprach(en)» der Menschen mit Migrationshintergrund meist im Hintergrund, während diese in den Fachdebatten einen zentralen Platz einnehmen. Widerlegt ist bis heute nicht die zwanzig Jahre alte Interdependenzhypothese des Kanadiers Jim Cummins: Diese besagt, dass sich die Zweitsprache nur auf der Grundlage einer intakten Erstsprache entwickeln kann und dass dann auch die Erstsprache von der Zweitsprache profitiert. Das bedeutet: Wer, aus welchen Gründen auch immer, im richtigen Entwicklungsstadium nicht zu einer intakten Erstsprache gekommen ist, läuft Gefahr, im Semilingualismus stecken zu bleiben, auch wenn sie oder er dann eine zweite Sprache dazulernen sollte und könnte. Der erfolgreiche Erwerb der Verkehrssprache hängt aber auch weit gehend davon ab, welche Bedeutung und Legitimität die primären Sozialisierungssprachen in nationalen Kontexten erhalten.

Sprachliche Räume

Mehrsprachigkeit kann unter der Bedingung fortdauernder Migration kaum mehr als vorübergehend und damit vor allem als Angleichungsproblem von MigrantInnen konzipiert werden. Sie bezeichnet vielmehr in einer wachsenden Zahl von sozialen wirtschaftlichen Institutionen wie Schulen, Betrieben, Krankenhäusern, Wohnsiedlungen die Grundlage der Kommunikation und damit eine wesentliche Bedingung für die Reproduktion dieser Sozialstrukturen. Dies impliziert Sprachbewertungsprozesse, soziale Erwartungen der Assimilation, die Entstehung und Etablierung von Strukturen des Code-Switchings, der Entwertung von Kompetenzen, die Formierung von sozialen Kollektiven als ethnische Minderheiten entlang solcher Auf- und Abwertungsprozesse und vieles mehr. Im Gegensatz zu dem Sachverhalt, dass die Partizipationschancen an den Sozialstrukturen der modernen Gesellschaft in erheblichem Ausmass über Schriftlichkeit gesteuert sind, fokussiert die Migrationsforschung sprachlich nahezu ausschliesslich die interaktiven Kommunikationsstrukturen und Kompetenzen. Neben der Mehrsprachigkeit im eigentlichen (mündlichen) Sinne bezeichnet daher die Mehrschriftigkeit im Bereich der Migrationsforschung ein kaum untersuchtes Forschungsfeld. Eine aktuelle Studie des deutschen Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend mit dem Titel «Viele Welten leben. Lebenslagen von Mädchen und jungen Frauen mit griechischem, italienischem, jugoslawischem, türkischem und Aussiedlerhintergrund» (2004) schliesst diese Lücke teilweise und zeigt auf, dass die Hälfte bis Zwei Drittel der jungen Frauen mit Migrationshintergrund – insgesamt wurden in den 2001 und 2002, 950 junge Frauen im Alter von 15 bis 21 Jahren durch bilinguale Forscherinnen mittels eines standardisierten Interviews befragt – sehr gute Kenntnisse (Verstehen, Sprechen, Lesen und Schreiben) in der Verkehrssprache zu verzeichnen sind. Laut der Untersuchung spielen die Familien für den Erwerb der Verkehrssprache keine wesentliche

Rolle. Die befragten jungen Frauen gaben an, dass die Bildungseinrichtungen die Orte waren, in denen sie Kenntnisse der «legitimen» Sprache erwarben (ebd., S. 24). Sowohl in den Familien wie auch in partnerschaftlichen Beziehungen sprechen diese «Secondas» griechisch, türkisch, italienisch etc. und parallel auch weitere Sprachen des primären Sozialisierungskreises, während im Freundeskreis oder unter Geschwistern die Verkehrssprache gesprochen wird. Die Autorinnen folgern, dass die Konzentration auf die Familie als Sozialisierungsfaktor für die Verkehrssprache der Lebensrealität dieser weiblichen Jugendlichen nicht gerecht wird (ebd., S. 25) und die Bildungsinstitutionen entsprechend in die Verantwortung genommen werden sollen. Mindestens Bilingualität ist demnach eine normale Sache für die befragten jungen Frauen, ihre Lebenswelt ist oft zwei-, drei- und vielsprachig. So geben sie auch an, dass sie sich in den verschiedenen Sprachen wohl fühlen und auch zu allen eine emotionale Bindung haben. Die Mehrheit der befragten jungen Frauen führt ein Leben mit mehreren Sprachen und Kulturen und nicht ein Leben zwischen mehreren Sprachen und Kulturen.

Legitime Sprache

Persönliche Mehrsprachigkeit wird aber keineswegs unter allen Umständen gesellschaftlich anerkannt, obwohl Unternehmen, konsultiert man die Stellenanzeigen, bei künftigen ArbeitnehmerInnen mehrsprachliche Kompetenzen verlangen. Die Sprachen der Migrantinnen unterliegen nicht einfach den traditionell legitimierenden und zugleich marktwert erhöhenden Mechanismen. Diese Sprachen verfügen weder über einen rechtlichen noch über einen institutionellen Status, etwa die offizielle Aufnahme in den Fremdsprachenkanon von Bildungseinrichtungen (Gogolin 2001). Meist fungieren sie in letzteren als schulisches Sonderfach, das sich meistens an SchülerInnen mit Migrationshintergrund richtet. Sie nehmen deshalb nicht den Rang eines «allgemeinen Bildungsguts» ein (ebd.) und sind in diesem Sinne illegitim. Diese Unterscheidung in legitime und illegitime Sprachen ist angesichts der zunehmenden und forcierten Mobilität vieler Menschen ist eine sehr fragwürdige Konstruktion von «Normalität». Angesichts der sich ausweitenden transnationalen sozialen Räume ein Moment struktureller und institutioneller Pathologie. Der offizielle Umgang, den Staaten wie die Schweiz mit den Sprachen von MigrantInnen pflegen, vernichtet in diesem Sinne kulturelles und soziales Kapital, obwohl mit der wachsenden Internationalisierung und der Zunahme persönlicher Mobilitätserfahrung verstärkte Ansprüche an die sprachliche und kulturelle Kompetenz verbunden sind. Denn die Mehrsprachigkeit ist etwas, das es in der Wirklichkeit nicht gibt. Es gibt sie nur in verschiedenen Graden und Formen, und bei jeder und jedem einzelnen ist sie unablässig im Fluss, braucht sie, um erreicht und erhalten zu werden, unausgesetzte Anstrengung und soziale Akzeptanz.

Mögliche Prozesse der Legitimierung

Sprachliche Bildung in komplexen Gesellschaften trifft unausweichlich auf Mehrsprachigkeit, und kaum ein Mensch kommt damit aus, in nur einer Sprache zu leben. Bilingualismus - unter diesem Namen firmiert in der Wissenschaft jede Form von Mehrsprachigkeit, und diese hat in ihrer Einstellung zu dem Phänomen eine erstaunliche Kehrtwendung vollzogen. Jahrzehntlang war der Bilingualismus in Verfall; dann plötzlich wurde es zu einem höchst erstrebenswerten Schicksal, mit zwei oder mehr Sprachen aufzuwachsen.

Doch nicht alle verfügen über den Charakter der Legitimität: Eine transnationale Elitenmobilität «Auslandserfahrungen» inklusive Mehrsprachigkeit wird sogar gefördert und gilt als orientiert am beruflichen und damit sozialen Aufstieg. Bei Kindern von ArbeitsmigrantInnen und Flüchtlingen hingegen werden Migrationserfahrungen und Mehrsprachigkeit als Problem betrachtet und scheinen tendenziell die Schulerfolgchancen zu mindern. Die PISA-Studien haben denn auch gezeigt, dass der Migrationshintergrund von Schülerinnen und Schülern nicht direkt zu schlechteren Bildungserfolgen führt, sondern vermittelt über die Lesekompetenz in der Verkehrssprache und der daraus abgeleiteten Verteilung auf die Schulformen, den Schulerfolg beeinträchtigt (Neumann 2003).

50 Die nun durch die Forschung stärker beobachtete Phase des Übergangs von der obligatorischen in die berufliche Ausbildung, gilt als Testfall des Umgangs mit «illegitimen» Sprachen. ArbeitgeberInnenkreise senden leicht positive Signale: Im Kontext der Europäischen Union zeigt sich, dass der Fähigkeit, mehrere Sprachen zu sprechen, eine hohe Wertschätzung entgegengebracht wird (vgl. dazu Institut der Deutschen Wirtschaft in Köln). So werden speziell in verschiedenen Großstädten Deutschlands bilinguale Berufsausbildungen angeboten, die mit einem internationalen Zertifikat abgeschlossen werden können.

Zusammen mit der deutschen Bundesregierung lancierten UnternehmerInnen mit Migrationshintergrund im September 2004 den Aufruf «Aktiv für Ausbildungsplätze», um gezielt Jugendliche und ihre Familien für die Teilnahme an der Berufsausbildung zu gewinnen und der mangelnden Ausbildungsbeteiligung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund wirkungsvoll zu begegnen. Konkreter Hintergrund bildet die Tatsache, dass von 1991 bis 2003 die Zahl der Betriebe mit ausländischen InhaberInnen in Deutschland von 169.000 auf rund 280.000 gestiegen ist. Sie beschäftigen rund eine Million Menschen und sind in über 90 Branchen tätig, darunter besonders stark im Lebensmittelhandel, Speditionsgewerbe, Gastronomie und Touristik. Unter den Betrieben mit ausländischen InhaberInnen sind rund 38,4 Prozent ausbildungsberechtigt. Der Anteil der ausbildenden Betriebe an allen Betrieben beträgt bei ausländischen InhaberInnen rund 17,5 Prozent. Die Ausbildungsquote (Verhältnis Auszubildender zu Beschäftigten) liegt bei 3,2 Prozent. Abzuwarten ist

nun, ob damit tatsächlich ein Prozess der Legitimierung und Teilhabe einsetzt oder ein Moment der Exklusion geschaffen wird.

Eine Herausforderung für nationale Diskurse ist der Wandel der Sprachbeschreibung im Übergang von einem «nationalen» Paradigma zu einem «kulturellen» Paradigma. Das Phänomen der «Hybridität» bezieht sich auf eine Vielfalt von sprachlichen Mischungsprozessen wie *crossing*, *mestizaje*, *mixité* oder *mixed languages*, die nicht nur das Sprachverhalten von MigrantInnen unterschiedlicher «Generationen» markieren, sondern auch Einfluss auf jenes der Aufnahmegesellschaften haben. MigrantInnen überschreiten Dialekt- und Sprachgrenzen. Es entstehen ausserhalb des ursprünglichen Verbreitungsraums der Sprache neue Räume der Mehrsprachigkeit, wobei die Grenzen von Varietäten verschoben oder infrage gestellt und sich das sprachliche Repertoire der SprecherInnen – von Ansässigen wie von Zugewanderten – im Kontakt mit anderen sprachlichen Varietäten und mit anderen Formen der kulturellen Praxis verändert: «Multisprech»? – bleibt auf jeden Fall abzuwarten (Erfurt 2003).

Literatur

- Peter Auer, From code-switching via language mixing to fused lects: toward a dynamic typology of bilingual speech, in: *International Journal of Bilingualism*, 3 (4), 1999, S. 309–332.
- Ursula Boss-Nünning und Yasemin Karakasoglu (im Auftrag des deutschen Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend), *Viele Welten leben. Lebenslagen von Mädchen und jungen Frauen mit griechischem, italienischem, jugoslawischen, türkischem und Aussiedlerhintergrund*, Waxmann Verlag, Münster 2005.
- Jürgen Erfurt, «Multisprech»: Migration und Hybridisierung und ihre Folgen für die Sprachwissenschaft, in: «Multisprech»: Hybridität, Variation, Identität, OBST – Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, Heft 65, 2003, S. 5–33.
- Jürgen Erfurt, Gabriele Budach und Sabine Hofmann, *Mehrsprachigkeit und Migration. Ressourcen sozialer Identifikation*, Peter Lang, Europäischer Verlag der Wissenschaften, Frankfurt/M., Berlin, Bern 2003.
- Sara Fürstenau, *Mehrsprachigkeit als Kapital im transnationalen Raum. Perspektiven portugiesischsprachiger Jugendlicher beim Übergang von der Schule in die Arbeitswelt*, Waxmann Verlag, Münster 2004.
- Ingrid Gogolin, *Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule*, Waxmann Verlag, Münster 1994.
- Ingrid Gogolin, «Arrangements» als Hindernis & Potential für Veränderung der schulischen sprachlichen Bildung, in: Ingrid Gogolin und Ursula Neumann (Hg.): *GroßstadtGrundschule. Eine Fallstudie über sprachliche und kulturelle Pluralität als Bedingung der Grundschularbeit*, Münster/New York 1997, S. 311–344.
- Ingrid Gogolin, *Sprachen rein halten – eine Obsession*, in: dies. et al. (Hg.), *Über Mehrsprachigkeit*. Stauffenburg, Tübingen 1998, S. 71–98.
- Ingrid Gogolin, *Mehrsprachigkeit als Kapital bei der Berufseinmündung*, unveröffentlichtes Manuskript der Ringvorlesung «Interkulturelle Bildung», Ws 1999/2000, Universität Hamburg 1999.
- Ingrid Gogolin, Marianne Krüger-Potratz, Katharina Kuhs, Ursula Neumann und Fritz Witte (Hg.), *Migration und sprachliche Bildung*, Waxmann Verlag, Münster 2005.
- Mechthild Gomolla und Frank-Olaf Radtke, *Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule*, Leske+Budrich, Opladen 2002.
- Ben Rampton, *Language crossing and the redefinition of reality*, in: Peter Auer (Hg.), *Code-Switching in Conversation*. Routledge, London 1998, S. 290–320.
- Dieter E. Zimmer, *Deutsch und anders. Die Sprache im Modernisierungsfieber*, Rowohlt, Reinbek 1997.

Was geschieht mit Frauenforderungen in der Migrationspolitik?

Anni Lanz

52 Den Migrantinnen werden, je schlechter ihr Status ist, desto mehr die als überholt geltenden, abgelegten traditionellen Frauenrollen und -bilder zugewiesen. Die Hypothese ist nicht brandneu. In den 90er Jahren war sie ein Teil der Differenzdebatte in der Frauenbewegung. Kulturelle Differenzen wurden, wie diejenigen des Geschlechts, als soziales Konstrukt erkannt. Die den Migrantinnen zugeschriebenen traditionellen und unemanzipierten Weiblichkeitsmerkmale sollten die geringeren Entwicklungsstadien einzelner Herkunftsländer belegen und die Unterordnung der aus diesen Ländern zugewanderten Frauen legitimieren.¹ Bereits in den 90er Jahren wurde die Zuweisung bestimmter weiblicher Stereotype sowie traditioneller Arbeitsbereiche an Migrantinnen thematisiert und problematisiert.² Damals ging es hauptsächlich um den Nachzug ausländischer Ehefrauen, um Heiratsmigration und um die Prostitution. Heute haben durch die stark angestiegene Frauenerwerbstätigkeitsrate der informelle Wirtschaftsbereich und die Beschäftigung ausländischer Hausangestellter an Bedeutung erheblich zugelegt. Damit gewinnt die Ausgangshypothese noch mehr Gewicht. Sie beruht auf der Annahme, dass sich das traditionelle Rollenbild und die Arbeit der Frau als Familien-, Haushalts- und Beziehungsarbeiterin keineswegs verüberflüssigt haben, dass diese auch nicht wesentlich als professionalisierte Arbeit ins sozialstaatliche Leistungsangebot Eingang gefunden hat, sondern dass sie zunehmend einer wenig sichtbaren weiblichen Unterschicht mit unsicherem oder fehlendem Aufenthaltsstatus übertragen worden ist. Migrantinnen haben, neben anderen gesellschaftlich marginalisierten Frauen, unauffällig und unsichtbar Rollen und Bilder zu übernehmen, die der modernen Frau nicht mehr zustehen, die aber einen zunehmen-

den Bedarf erfüllen. Ausländerrechtliche Bestimmungen für Personen aus Nicht-EU-Ländern helfen mit, diese Rollen- und Arbeitsteilung zu verfestigen.

1. Die Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt

Die neoliberale Wirtschaft hat die Forderungen der neuen Frauenbewegung aus den 70er Jahren nach wirtschaftlicher Eigenständigkeit durch Erwerbsarbeit gewinnbringend integriert. Frauen der Mittel- und der Oberschicht wurden in Europa in den letzten 30 Jahren ebenfalls in den Markt aufgenommen, allerdings in der Regel in noch instabileren oder prekäreren Arbeitsverhältnissen als die Männer. Produktions- und Reproduktionsketten werden heute im Handumdrehen in einzelne Arbeitsschritte unterteilt, für die auf der ganzen Welt nach den billigsten und flexibelsten Arbeitskräften gesucht wird. Die Humanressource Frau mit ihrem erhöhten Ausbildungsniveau wird als Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit ausgiebig genutzt. Die Machtungleichheit im Geschlechterverhältnis hat sich verändert; verschwunden ist sie aber keineswegs.³ Und: Trotz den viel gepriesenen multikulturellen Teams in modernen Unternehmen, die nicht nach Geschlecht und Herkunft, sondern nach Fähigkeiten selektieren, sind Ethnizität und Klasse nach wie vor eng mit dem Geschlecht in Herrschaftsverhältnisse verstrickt – wobei die Formen örtlich und zeitlich variieren.⁴

Verglichen mit dem Hausfrauendasein unserer Mütter oder Grossmütter haben wir unsere Fähigkeiten viel breiter entwickeln und beruflich einsetzen können. Doch ist es wirklich das, was die neu entstandene Frauenbewegung in den 70er Jahren gefordert hat? Zentral war doch die Beseitigung von Machtgefällen, nicht nur zwischen, sondern auch unter den Geschlechtern. Wir wünschten uns nicht-hierarchische Arbeitsverhältnisse, die auf Mitbestimmung und Mitverantwortung beruhen und die ein Nebeneinander und eine Gleichwertigkeit von Erwerbs- und Familienarbeit anerkennen.

Vor über einem Jahr habe ich meine Arbeitsstelle gekündigt und habe vorübergehend Arbeitslosenhilfe bezogen. Heute ist das Arbeitslosengeld weniger eine Überbrückungshilfe, sondern ein Disziplinierungsinstrument, das uns zu marktkonformen und fremdbestimmtem Verhalten zwingt. Nur mein Alter hat mich davor geschützt, einem disziplinierenden Marktintegrationsprogramm unterworfen zu werden. Diese Reintegrationsprogramme oder Reintegrationsvereinbarungen sind den integrativen Disziplinarmaßnahmen für MigrantInnen sehr ähnlich. Gemeinsam sind ihnen der Paternalismus, der Zwang zur Persönlichkeitsumbildung und die Neudefinition von sozialen Benachteiligungen als persönliches Versagen. Die so umdefinierten sozialen Benachteiligungen müssen durch persönliche Anstrengungen beseitigt werden. Wer das nicht schafft, hat ein persönliches Integrationsdefizit. Im vergangenen Jahr habe ich als Beraterin bei der Freiplatzaktion

Basel immer wieder erlebt, dass Migrantinnen, die wegen ihrer Kinder nicht regelmässig zur Arbeit gehen können, auf dem Arbeitsmarkt als nicht vermittlungsfähig disqualifiziert und von der Arbeitslosenkasse mit Leistungszug bestraft werden. Die Umerziehung von Müttern zu selbstverantwortlichen Teilnehmern auf dem Arbeitsmarkt überlässt die unbeantwortbare Frage, wer die Familienarbeit zu leisten habe, den Frauen – und hier wird der geschlechtslose Marktteilnehmer wieder zur geschlechtsdefinierten Aufgabenträgerin.

Laut dem renommierten Migrationsforscher Stephen Castles gab es im Jahr 2000 weltweit etwa 175 Mio. MigrantInnen, die ihr Land für mindestens 12 Monate verlassen haben. Die Zahl hat sich seit 1970, dem Beginn der verschärften Zuwanderungskontrollen in den Industrieländern, verdoppelt. 60% aller MigrantInnen leben in Industrieländern, wo rund eine von zehn Personen MigrantIn ist, während in den Südländern eine auf siebzig kommt. MigrantInnen stellen etwa 3% der Weltbevölkerung. So widersprüchlich es scheint: Einwanderung und Einwanderungsverbote nehmen in den reichen Ländern nehmen beide rapide zu. Die Zulassungsverschärfungen scheinen den einzigen Effekt zu haben, die Ungleichheit zwischen Einheimischen und Zuwandernden zu vergrössern.⁵ Je weniger Rechte Menschen haben, desto billiger sind sie zu haben.

54 Die Feminisierung von Migration hat ebenfalls zugenommen. Da in der informellen Migration Frauen die Mehrheit bilden, ist die Einschätzung der Anzahl von migrierenden Frauen besonders schwierig. Die zunehmende Nachfrage nach Frauendienstleistungen wird in der Gesetzgebung und im offiziellen Diskurs ausgeblendet und, falls Gegenstimmen in der Öffentlichkeit unüberhörbar werden, heruntergespielt.⁶ Das Parlament hat im laufenden Jahr die Härtefallregelung für Sans-papiers aus dem AuG gekippt.

2. Zwiespalt: Emanzipiert und familienorientiert

Im vergangenen Jahr habe ich als Beraterin für Personen aus Sri Lanka gearbeitet, vorwiegend für Tamilen und Tamilinnen. Tamilinnen sind im vergangenen Jahrzehnt häufig, aber keineswegs ausschliesslich als Heiratsmigrantinnen oder Ehefrauen in die Schweiz gekommen. Die Heiratsmigration und der Familiennachzug sind für Einwanderungswillige, neben der Sexarbeit als Tänzerinnen, eine der wenigen legalen Möglichkeiten zur Einwanderung in die Schweiz. Frauenarbeit im Ausland ist ein bedeutender Wirtschaftsfaktor für Sri Lanka. Es bezieht rund 7% seines Bruttosozialproduktes (GDP) aus der Erwerbsarbeit von Staatsangehörigen im Ausland⁷ – vor allem von Landsfrauen.⁸

In die Schweiz kommen vor allem Angehörige der ethnischen Minderheit der TamilInnen. Die tamilische Gesellschaft ist eine stark hierarchisch strukturierte Gesellschaft, in welcher nicht nur die Schicht, der Besitz und das Geschlecht, sondern

auch noch die Kaste ausschlaggebend für die gesellschaftliche Positionierung sind. Zwar ist in Indien und Sri Lanka die Diskriminierung aufgrund der Kastenzugehörigkeit seit Mitte des 20. Jahrhunderts nicht mehr erlaubt, es wird auch nicht mehr offen darüber gesprochen, doch belegt die ethnologische Literatur, dass die Kasten, ausser bei grossstädtischen Mittelschichtsinтеллектуellen, immer noch eine grosse Rolle spielen.⁹

Ich begleitete eine tamilische Frau mit B-Bewilligung, die einen Tamilen heiraten wollte, der in Deutschland mit Asylbewerberstatus lebte. Die Frau wohnte bei ihren Eltern in deren Eigenheim und war selbst als Pflegerin tätig. Die junge Frau wählte ihren Ehemann im Einverständnis ihrer Eltern. Es war eine sogenannte arrangierte Ehe. Dagegen stemmte sich die Fremdenpolizei. Wegen des schlechten Aufenthaltsstatus des Bräutigams mutmasste sie eine Scheinehe. Die junge Frau argumentierte, dass ihre Ehe rituell bereits geschlossen sei und dass es in der tamilischen Gesellschaft kaum akzeptiert sei, dass eine Ehefrau nicht mit ihrem Ehemann zusammenlebe. Die Fremdenpolizei antwortete mit einer entlarvenden Argumentationskette: AusländerInnen hätten sich in ihrem Verhalten gefälligst an Schweizer Normen anzupassen. Im Übrigen setze der Familiennachzug gemäss Art. 17 ANAG auch das Zusammenwohnen und eine echte Ehegemeinschaft voraus. Die Berufung auf die Gleichstellung der Geschlechter bei gleichzeitigem Festhalten an traditionellen Rollen für Nicht-EU-Migrantinnen ist ein Double-bind, mit dem mehr oder weniger alle Frauen konfrontiert sind. Die zwiespältige Erwartung richtet sich jedoch in weit zwingenderer Form an Nicht-EU-Migrantinnen – etwa bei der Norm des ehelichen Zusammenlebens, bei der Auslösung der Ehe oder generell bei der starren Bindung an einen bestimmten Aufenthaltszweck.

Dieser Double-bind begleitete auch das Revisionsverfahren zum neuen AuG. Der Bundesrat wollte anfänglich gewisse aufenthaltsrechtliche Rechtsansprüche verankern, um sich menschenrechtlichen Erfordernissen anzunähern. Die beiden Räte haben diese Ansprüche Schritt für Schritt wieder zurückgenommen, dafür aber zusätzliche Disziplinierungsmassnahmen eingeführt – ebenso eine höchst fragwürdige Strafnorm gegen arrangierte und erzwungene Heiraten als Postulat aufgenommen. Eine solche ausschliesslich gegen ausländische Eltern gerichtete Strafnorm unterstützt die Selbstbestimmungsrechte von Migrantinnen nicht und weitet bloss die Disziplinierungsbefugnisse der Polizei gegenüber MigrantInnen aus.

3. Der Untergang frauenpolitischer Forderungen in der Migrationspolitik

Migrantinnen und andere Frauen sind bei den Verfahrensprozessen nicht abseits gestanden. Dabei spielte die 4. UNO-Weltfrauenkonferenz eine sehr bestärkende Rolle. Bereits im Vorbereitungsprozess haben sich feministische Migrantinnen

nen- und Inländerinnenorganisationen zusammengeschlossen, um Forderungen zu klären und zu formulieren und in den Vernehmlassungsprozess zum Konferenzdokument einzuspeisen. Damals entstand auch das Migrantinnenforum, das im Unterschied zu den heutigen Foren ein feministisches Projekt war. Mangels Finanzen wurde es später wieder aufgelöst.

Beim Lobbying auf der UNO-Ebene waren wir Frauen weit erfolgreicher als später im Schweizer Revisionsverfahren des AuG. In der Aktionsplattform von Peking sind alle unsere Forderungen für Migrantinnen, Sans-papiers und Asylsuchende in deutlicherer oder abgeschwächerter Form enthalten. Hatte dieser Prozess auf UNO-Ebene mit seinen unendlich vielen Diskussionen und Formulierungsbemühungen zu einer Klärung der Forderungen und einer Zunahme der Definitionsmacht von Migrantinnen geführt, so hat dann der kräfteverschleisende Umsetzungsversuch hier in der Schweiz zu einer Niederlage geführt. Die zahlreichen Forderungskataloge der Migrantinnen¹⁰, wie sie auch im Europarat aufgenommen wurden¹¹, wurden durch bevormundende Anpassungsvorschriften verdrängt. Der Integrationsdiskurs der 90er Jahre büsste später die emanzipativen Ansätze ein und wandelte sich zur paternalistischen Norm. Unterdessen habe ich es auch schon erlebt, dass ich von der Fremdenpolizei, die einen Ehemann gegen den Willen der Ehefrau und Mutter ausweisen wollte, über die Gleichberechtigung von Frauen und Männern aufgeklärt wurde: Die Frepo kenne kein Pardon, wenn Männer ihre Ehefrauen schlagen. Oft kennt die Frepo aber auch kein Pardon, wenn die Migrantinnen wegen Eheschwierigkeiten die eheliche Wohnung verlassen und den Aufenthaltswort nicht mehr erfüllen.

56

Für ein zivilstandsunabhängiges Aufenthaltsrecht haben denn auch in- und ausländische Feministinnen hier in der Schweiz zehn Jahre lang gekämpft haben. Die Forderung wurde von Nationalrätin Christine Goll aufgenommen und im Dezember 1996 als parlamentarische Initiative eingereicht. Feministische Organisationen und Frauenhäuser lobbyierten für diese Forderung bei den Räten. Das beharrliche Lobbying zeigte im Nationalrat Erfolg. Doch der Ständerat wollte nicht mehr darauf eintreten und vertagte die Frage auf die AuG-Revision. Heute ist davon nur ein kleiner Abglanz übrig geblieben: Gemäss Art. 49, Abs. 1 Ziff a des AuGs besteht bei Auflösung der Ehe ein Anspruch auf Verlängerung der Aufenthaltsbewilligung schon nach drei und nicht erst nach fünf Jahren. Allerdings ist der Anspruch an die Voraussetzung geknüpft, dass «eine erfolgreiche Integration besteht». Die Verlängerung der Aufenthaltsbewilligung wird im Scheidungsfall auch erteilt, «wenn wichtige persönliche Gründe einen weiteren Aufenthalt in der Schweiz erforderlich machen.» Der Ständerat hat diese Überbleibsel der Initiative Goll geschluckt, dafür den Familiennachzug von Nicht-EU-Angehörigen so stark erschwert, dass SchweizerInnen gegenüber EU-



Lea
aus dem Buch «global_kids.ch» – www.globalkids.ch

57

Angehörigen in der Schweiz massiv benachteiligt werden. Der Ständerat senkte zudem das Alter der nachziehbaren Kinder ohne Schweizer Pass. Ähnlich erging es auch der Frauenforderung nach mehr Rechten und mehr Schutz der von Frauenhandel Betroffenen. Auch hier mobilisierten Feministinnen schon seit Jahrzehnten, und 1996 machten Parlamentarierinnen entsprechende Vorstösse. Geblieben ist die vage Bestimmung, dass von den Kontingentierungszahlen abgewichen werden kann, um den Aufenthalt von Opfern von Menschenhandel zu regeln (Art. 30, Abs. 1 Ziff. e AuG). Beim Zeuginnenschutz besteht zwischen den beiden Räten noch Uneinigkeit.

Die zunehmende ausländerrechtliche Familienfeindlichkeit unserer GesetzgeberInnen steht teilweise im Widerspruch zu meiner Anfangshypothese. Demographiepolitisch sollten die Politiker ja die höhere Fertilität von Migrantinnen schätzen und den Familiennachzug erleichtern. Denn die Inländerinnen sind nicht uneingeschränkt bereit, die neoliberale Doppelrolle zu erfüllen. Aber auch zugewanderte Frauen sind ausserstande, die an sie gestellten Anforderungen als Erwerbstätige und Mütter schadlos zu erfüllen. Ein grosser Teil der Migrantinnen kommt ausschliesslich als Lohnarbeiterinnen hierher.

58 Hiesige Kinder von ausländischen Müttern werden zunehmend als Problem- und nicht als Zukunftsträger wahrgenommen – als Ursache für Schulprobleme und Jugendgewalt beispielsweise. Da holt man sie sich lieber als fixfertige Arbeitskräfte ins Land. Und hiermit rücken die anderen an die Familienarbeit gebundenen Frauen ins Blickfeld: die Frauen, die im Herkunftsland anstelle der ausgewanderten Mütter die zurückgebliebenen Kinder grossziehen.

Damit wird jedoch unsere Ausgangshypothese in einen grösseren Zusammenhang gestellt. In den etwas plakativen Worten von Barbara Ehrenreich und Arlie Russell Hochschild liesse sie sich folgendermassen veranschaulichen: Die karrierebewussten Mittelschichtsfrauen der Ersten Welt hätten sich männlichen Arbeitsmodellen angepasst, die kaum Zeit für Familienarbeit übrig lassen. Mit ihr und ihrer Hausangestellten seien nun zwei Frauen erwerbstätig geworden, und keine habe Zeit übrig für ihre eigenen Familienangehörigen. Und – ich zitiere:

«Die Erste Welt übernimmt die überholte Rolle des Familienernährers – verzärtelt, anspruchsvoll, unfähig zu kochen, zu putzen oder die eigenen Socken zu finden. Die Südländer hingegen übernehmen die Rolle der traditionellen Familienfrau – geduldig, betreuend und selbstverleugnend»¹².

- 1 Nahe Fremde und Fremde Nähe. Wissenschaftlerinnen in der Europäischen Ethnologie, Reihe Frauenforschung, Band 24, Wiener Frauenverlag 1992, sowie: Ent-fremdung, Migration und Dominanzgesellschaft. Beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft Nr. 42, Köln 1996.
- 2 Annita Kalpaka und Nora Räthzel, Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein, Mundo-Verlag 1990; zitiert in Maritza Le Breton, Ursula Fiechter, Verordnete Grenzen – verschobene Ordnungen, eFeF Verlag, Bern/Wettingen 2005.
- 3 Tove Soiland, Die Reprivatisierung des Geschlechts, WOZ, 5.5.05.
- 4 Andrea Maihofer, Von der Frauen- zur Geschlechterforschung; in Widerspruch Nr. 44, 2003; Frauenrat für Aussenpolitik (FrAu), Zu wessen Diensten? Frauenarbeit zwischen Care-Drain und Outsourcing, Dokumentation zum FrAu-Forum vom 2. April 2005.
- 5 Stephan Castles, The Factors that Make and Unmake Migration Policies, International Migration Review, Vol 38, Herbst 2004.
- 6 Beispielsweise mit der vom Bundesamt für Migration dem gfs Bern in Auftrag gegebenen Studie «Sans Papiers in der Schweiz: Arbeitsmarkt, nicht Asylpolitik ist entscheidend» vom 6.4.05, Bern, einer methodologisch fragwürdigen Untersuchung.
- 7 Sri Lanka bezog 1999 1,056 Mia. \$ Remissen laut Stalker's guide to international migration, Schätzung aufgrund der IWF-Bilanz. Im Jahr 2000 waren es 1,142 Mia. \$ (Balance of Payment, Statistics Yearbook).
- 8 Michele Gamburd, Breadwinner No More, in: Barbara Ehrenreich und Arlie Russell Hochschild, (Hg.), Global Woman, Owl Books Ed., 2004.
- 9 Damaris Lüthi, Soziale Beziehungen und Werte im Exil bewahren, Arbeitsblatt Nr. 30, Institut für Ethnologie, Bern 2005.
- 10 Amsale Mulugeta und Annni Lanz, Forderungen an eine zukünftige Migrationspolitik aus Feministischer Sicht, in: Frauenfragen zu Migration vom Februar 1999. Die Zusammenstellung basiert auf einem Tagungsbericht des Migrantinnenforums vom 22.11.1997.
- 11 Anni Lanz, Migrationspolitische Forderungen und Empfehlungen, in: Olympe, Wir leben hier. Frauen in der Fremde, Heft 4, Dezember 1995.
- 12 Barbara Ehrenreich und Arlie Russell Hochschild, Global Woman, Introduction, Owl Books Ed., 2004.

Bemerkung

Der Vortrag von Anni Lanz an der Tagung «Gleichheit in der plurikulturellen Gesellschaft» wird in einer erweiterten Version im Heft Frauenfragen im Juni 2006 publiziert.

Eins, zwei, drei, viele

Zum Verhältnis von Geschlechterdiversität und Migration

M. A. Isabel Miko Iso

Geburt und Geschlecht

Wenn Babys geboren werden, ist eine der ersten Fragen diejenige nach dem Geschlecht: Ist es ein Junge oder ein Mädchen? Hier zeigt sich die gesellschaftlich zwingende Binarität des derzeit vorherrschenden Geschlechtermodells, die aber nur bedingt den biologischen Vorkommnissen gerecht wird. In seltenen Fällen kann es sein, dass die Genitalien von Neugeborenen nicht eindeutig einem Geschlecht zuzuordnen sind. Auch Anzahl und Ausformung von Hoden und Ovarien, also von den «inneren» Geschlechtsorganen, können variieren. Alle Menschen, deren körperliche Merkmale bei der Geburt nicht in das Zwei-Geschlechter-Modell passen, die also weder eindeutig «männlich» noch eindeutig «weiblich» sind, gelten heute als «intersexuell».¹ Intersexualität wird in der Medizin als «krankhafte» Abweichung von der Norm verstanden und als ‚Störung‘ bezeichnet. Deshalb werden intersexuelle Babys in der Regel kurz nach der Geburt und in den ersten Lebensjahren oft mehrmals operiert und zusätzlich auch hormonell behandelt, damit sie der geschlechtlichen Norm «Mädchen» oder «Junge» medizinisch besser entsprechen.² Ihr Geschlecht wird durch medizinische Eingriffe hergestellt. Das Beispiel der Intersexualität soll veranschaulichen, dass die Kategorien «männlich» und «weiblich» keine objektiven biologischen Tatsachen sind, sondern Modellcharakter besitzen. Sie dienen der Erhaltung gesellschaftlicher Ordnung und erleichtern die Orientierung, indem sie die häufigsten körperlichen Erscheinungsformen von Geschlecht zusammenfassen. Das Problem dabei ist die Ausgrenzung von Personengruppen, deren Körper nicht der geltenden Geschlechternorm entsprechen.

60

Aus eins mach zwei

Thomas Laqueur³ hat für die Zeit um 1800 den Wandel von einem Ein-Geschlecht-Modell zum heute gebräuchlichen Zwei-Geschlechter-Modell beschrieben.⁴ Das Ein-Geschlecht-Modell besagte, nach Laqueur, dass männliche und weibliche Körper im Grunde genommen auf derselben biologischen Ausstattung beruhten. Das Geschlecht wurde damals im Uterus bzw. in der Vagina und im Penis verortet. Diese Organe waren geschlechtskonstituierend, denn es galt die Vorstellung: «Nur der Uterus macht die Frau zu dem, was sie ist.»⁵ Im Ein-Geschlecht-Modell wurden die beiden Geschlechter als zwei Ausprägungen desselben erlebt – fließende körperliche Übergänge waren durchaus denkbar. Die Geschlechtsorgane entsprachen sich in der Weise, dass sie bei Männern nach aussen und bei Frauen nach innen angelegt waren.⁶ Allein die in einem Körper vorhandene «Hitze» war dafür verantwortlich, ob sich die Haut am Geschlecht nach aussen stülpte, um ein männliches Glied zu formen, oder nach innen, um eine Scheide auszukleiden. Folglich liess beispielsweise ein «zu kleiner Penis» bei einem Neugeborenen damalige Ärzte bzw. Hebammen nicht an einen «Mangel an Geschlecht» denken, sondern an einen «Mangel an Hitze». Heute werden Geschlechtsorgane, die nicht der medizinisch festgelegten bipolaren Norm entsprechen, als intersexuell und damit auch als «krank» definiert, was einen medizinischen Eingriff vermeintlich legitimiert.

61

Aus zwei mach drei

Das Reden über «Intersexualität» erscheint zwar «neu» – aus historischer Sicht schliesst es aber an ältere Diskurse über «Zwitter» bzw. «Hermaphroditen»⁷ an. Diese Diskurse wurden anders geführt als der heutige Diskurs zur Intersexualität, dennoch können einige Elemente als «alter Wein in neuen Schläuchen» gelesen werden und sollen deshalb Erwähnung finden. Beispielsweise stand in Deutschland im Allgemeinen Landrecht für die Preussischen Staaten⁸ von 1794 Folgendes geschrieben: «I 1 § 19: Wenn Zwitter geboren werden, so bestimmen die Aeltern, zu welchem Geschlechte sie erzogen werden. – § 20: Jedoch steht einem solchen Menschen, nach zurückgelegtem achtzehnten Jahre, die Wahl frey, zu welchem Geschlecht er sich halten wolle. – § 21: Nach dieser Wahl werden seine Rechte künftig beurtheilt.»⁹ Die Idee, ein intersexuelles Kind nicht sofort definitiv auf ein Geschlecht festzulegen, sondern im Erwachsenenalter selbst entscheiden zu lassen, ist etwas, was in den letzten Jahren als «neue» und geradezu «avantgardistische» Idee diskutiert wurde. Leider sind die heutigen frühen Operationen an intersexuellen Kindern meist irreversibel. Manche Betroffene beklagen dies in der Pubertät oder im Erwachsenenalter. Deshalb gibt es die Forderung einiger intersexueller Menschen, neben «männlich» und «weiblich»

auch noch einen drittes rechtlich und medizinisch anerkanntes Geschlecht zu schaffen. Auch diese Forderung ist nicht neu, wie im folgenden Abschnitt ersichtlich werden wird.

Da im Laufe des 19. Jhs. das Ein-Geschlecht-Modell durch das Zwei-Geschlechter-Modell abgelöst worden war, konnte Geschlecht kaum mehr als veränderbar gedacht werden. Männlichkeit und Weiblichkeit galten nun als gegenteilige Kategorien, die sich zwar ergänzten, aber in ihrem Wesen inkommensurabel waren. Zeitgleich vollzog sich eine Verschiebung des medizinischen Interesses von den sogenannten «primären» zu den «sekundären» Geschlechtsorganen. Dies lässt sich u.a. damit erklären, dass eine zunehmend verbesserte Mikroskopiertechnik die Unterscheidung von Hoden- und Ovariengewebe erst ermöglichte. Unter dem Mikroskop wurde im letzten Drittel des 19. Jhs. die Vereinigung von Sperma und Eizelle entdeckt.¹⁰ Hoden (damals auch Testikel¹¹ genannt) und Ovarien gewannen an Bedeutung, sie wurden als «Geschlechtsdrüsen» bezeichnet und als «Sitz des Geschlechts» angesehen.

Als 1911 die Deutsche Gesellschaft für gerichtliche Medizin in Karlsruhe tagte, wurde von ärztlicher Seite dem Alten Preussischen Landrecht nachgetrauert, da im zeitgenössischen Bundes-Gesetz-Buch (BGB) für Deutschland eine rechtliche Regelung bezüglich «Zwittern» bzw. «Hermaphroditen» fehlte.¹² Während der lebhaften Fachdiskussion zum Thema «Hermaphroditismus» wurde der Ruf nach einem «dritten Geschlecht»¹³ laut. Im Modell des binären Geschlechtersystems fielen körperliche Zwischenformen entweder in die Kategorie «Anderes» bzw. «Drittes» oder sie wurden als «doppelt»¹⁴ kategorisiert, was in der Bezeichnung «zweigeschlechtlich»¹⁵ oder eben «Zwitter» zum Ausdruck kam.

Magnus Hirschfeld, der Gründer des «Berliner Instituts für Sexualwissenschaften», entwickelte 1912 das Modell der «sexuellen Zwischenstufen»¹⁶ und wies den Kastraten wie auch den Hermaphroditen eine «Mittelstellung» zwischen den Geschlechtern zu. Der Begriff der «Kastration» wurde zu der Zeit auch mit dem Begriff «Entmannung»¹⁷ gleichgesetzt, was auf ein Konzept der Geschlechtslosigkeit verweist. Im Unterschied dazu deutete der im 18. Jahrhundert übliche Begriff «die Verschnittenen»¹⁸ anstelle von «die Entmannten» nicht auf die Geschlechtlichkeit, sondern auf die Versehrtheit ihrer Körper hin.

An der obengenannten Diskussion während der Tagung 1911 in Karlsruhe nahm auch Professor Zangger, der Leiter des Gerichtlich-Medizinischen Instituts in Zürich, teil. Er führte ein Fallbeispiel einer «Patientin» an, welche von ihrem Umfeld als Frau angesehen wurde, sich selbst als solche wahrnahm und auch bei der ärztlichen Untersuchung alle weiblichen Körpermerkmale aufwies, mit dem Zusatz, dass sich in ihrem Bauch Hoden befanden, welche aber nicht funktionsfähig waren. Aufgrund seines Befundes stellte er die damals geltende

Geschlechtsdefinition über das Vorhandensein von spezifischen Geschlechtsdrüsen, also entweder Hoden oder Ovarien, in Frage.¹⁹ Dieser Fall wurde dahingehend diskutiert, dass die Geschlechtszugehörigkeit einer Person plötzlich nicht mehr davon abhängig sei, ob bestimmte Geschlechtsdrüsen vorhanden seien oder nicht, sondern ob sie funktionierten oder nicht.²⁰ Zangger hatte die Entdeckung des Hodengewebes (im ansonsten weiblichen Körper) seiner Patientin nie mitgeteilt. Für Zangger war und blieb diese Frau auch nach seinem Befund weiterhin eine Frau.²¹ Er anerkannte, dass sie sich selbst als Frau verstand.

Daraufhin entbrannte ein Streit zwischen denjenigen Medizinern, die der Meinung waren, dass in jedem Fall von der als biologisches Merkmal definierten Drüse das Geschlecht abzuleiten sei, und denjenigen, die das «gefühlte» und «kulturell gelebte» Geschlecht und die Zugehörigkeitsempfindungen der PatientInnen mitberücksichtigen wollten.²² Hier zeigt sich, dass neben die biologische Kategorie «Geschlecht» bzw. «Sex» eine soziokulturelle und psychologische Kategorie «Geschlecht» bzw. «Gender» trat und dass es damit möglich wurde, ein und denselben Menschen auf verschiedenen Ebenen seines Seins unterschiedlichen Geschlechtern zuzuordnen.

Das Problem der Geschlechtsdrüsensdefinition war, dass das Geschlecht als isolierbare, in sich abgeschlossene Grösse gedacht wurde. Vom körperlichen Geschlecht wurde das soziale Geschlecht abgeleitet und definiert. Einige Facetten des damaligen Bildes der weiblichen Geschlechterrolle und die Vermischung von Sex und Gender in medizinischen Modellen werden in folgendem Zitat sichtbar: «Das Weib ist eben nur Weib durch seine Generationsdrüse; alle Eigenthümlichkeiten seines Körpers und Geistes oder seiner Ernährung und Nerventhätigkeit: die süsse Zartheit und Rundung der Glieder bei der eigenthümlichen Ausbildung des Beckens, die Entwicklung der Brüste bei dem Stehenbleiben der Stimmorgane, jener schöne Schmuck des Kopffaars bei dem kaum merklichen, weichen Flaum der übrigen Haut, und dann wiederum diese Tiefe des Gefühls, diese Wahrheit der unmittelbaren Anschauung, diese Sanftmuth, Hingebung und Treue – kurz, Alles, was wir an dem wahren Weibe Weibliches bewundern und verehren, ist nur eine Dependenz des Eierstocks. Man nehme den Eierstock hinweg, und das Mannweib in seiner hässlichsten Halbheit mit den groben und harten Formen, der flachen Brust, dem missgünstigen und selbstsüchtigen Gemüth und dem schiefen Urtheil steht vor uns.»²³ Das Zitat stammt aus der Feder des bekannten deutschen Arztes Rudolf Virchow. Er vertrat folglich die Meinung, dass Frauen ohne Ovarien keine Frauen mehr seien, was abwertend gemeint war, wie aus dem Rest des Satzes hervorgeht. Sowohl die imaginierte «Vermännlichung» als auch der analoge Gedanke, nämlich die Vorstellung, dass Männer ohne Hoden «verweiblicht» würden, lassen sich in der medizinischen Fachliteratur zu Ende des

19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts finden. Seltsamerweise kamen diesbezüglich aber nicht alle Mediziner zum selben Schluss²⁴: Einige bestanden darauf, dass sich Frauen durch die Entfernung ihrer Eierstöcke ganz grundsätzlich in ihrer Wesensart und Geschlechtlichkeit verändern würden, während andere Mediziner beschrieben, dass sich im weiblichen Körper nach einer solchen Operation rein gar nichts ändere.²⁵

Damals wie heute stellen sich ethische Fragen rund um die Geschlechtlichkeit: Ist nun eine Frau, deren Ovarien entfernt wurden, keine Frau mehr? Ist ein kastrierter Mann kein Mann? Sind Kinder, welche mit einer grossen Klitoris zur Welt kommen, keine Mädchen? Sind Kinder, welche nur einen Hoden haben, keine Jungen? Sind geschlechtsnormierende Operationen als «Körperverletzung» zu verstehen? Handelt es sich um Diskriminierung, wenn Menschen ohne Angabe eines Geschlechts keinen Pass und keinen Zugang zu Personenrechten haben können?

Fünf und viele: Zur Diffusion des Geschlechts

64

Die Biologin Anne Fausto-Sterling hat 1993 in ihrem Artikel «The five sexes. Why male and female are not enough» auf die Unzulänglichkeit des Zwei-Geschlechter-Modells hingewiesen. Sie postuliert ein Fünf-Geschlechter-Modell, das sich wie folgt zusammensetzt: 1) «female» mit zwei Ovarien, 2) «ferm» mit einer Ovarie und einigen Aspekten von männlichen Genitalien, aber ohne Hoden, 3) «herm», also Hermaphrodit mit einer Ovarie und einem Hoden, 4) «merm» mit zwei Hoden und einigen Aspekten von weiblichen Genitalien, aber ohne Ovarien, 5) «masculin» mit zwei Hoden.

Leider scheint auch Fausto-Sterlings «Fünf-Geschlechter-Modell» noch nicht zu genügen. Denn selbstverständlich gibt es nicht nur die Ebene der Drüsen, um das körperliche «Geschlecht» zu definieren. Im Laufe des 20. Jahrhunderts veränderte sich die Definition von Geschlecht mehrmals. Die Messung der Konzentration von sogenannten «weiblichen» und «männlichen» Geschlechtshormonen²⁶ im Körper und die Ebene der Geschlechtschromosomen kamen hinzu. Erstere sind chemische Substanzen, die mit dem Blut transportiert werden und somit durch den ganzen Körper wandern können.²⁷ Letztere kommen in jeder Körperzelle vor, sie durchdringen folglich jede Faser des Körpers. Mit DNA-Untersuchungen kann deshalb jede Speichelprobe auf ihr «Geschlecht» untersucht werden. Eine Geschlechtsdiffusion hat stattgefunden. Das Geschlecht eines Menschen ist nicht mehr nur an einem Ort, sondern an vielen Orten im Körper feststellbar. Und manchmal widersprechen sich die verschiedenen körperlichen Ebenen der Geschlechter.

Hinzu kommen die Variationen der Geschlechtsidentitäten. Judith Butler hat darauf hingewiesen, dass in der Medizin unter der Bezeichnung «Frau» meist



Stafanie

aud dem Buch «global_kids.ch» – www.globalkids.ch

65

eine heterosexuelle Frau verstanden wird. Dass diese Feststellung bis heute Gültigkeit hat, beweist folgende fatale Auswirkung: In der (unhinterfragten) Annahme, dass Mädchen, wenn sie gross sind, heterosexuellen Geschlechtsverkehr haben können sollen, wird intersexuellen Kindern meist eine künstliche Scheide geformt, was mit vielen Operationen, Schmerzen und dem Verlust der Fähigkeit des sexuellen Lustempfindens verbunden sein kann.²⁸ Mit medizinischen Mitteln ist es jedoch unmöglich, vorauszusagen, ob ein Kind später lesbisch oder schwul oder bisexuell werden wird. Und auch diese Begriffe bedürfen eigentlich einer Differenzierung, denn: Kann von Hetero- oder Homosexualität gesprochen werden, wenn beispielsweise eine Intersexuelle einen Transsexuellen begehrt? Es müssten sich, meiner Ansicht nach, auch für die «sexuelle Orientierung» viel differenziertere Begriffe finden lassen.

Zum Einfluss der Migration auf den Wandel von Geschlechtermodellen

Judith Butler zeigt die Konstruiertheit des Geschlechterdualismus auf, mit dem Ziel, ihr politisches Projekt voranzutreiben, «den Horizont möglicher Konfigurationen der Geschlechtsidentität zu erweitern»²⁹. Die poststrukturalistische Geschlechterforschung hat sich mit Fragen nach den Inter-, Trans- und Postsexualitäten, den Geschlechterrollen und vielem anderem mehr befasst. Mein Eindruck ist, dass der Einfluss von Migration auf den Wandel von Geschlechterbildern, Geschlechterverhältnissen und Geschlechtercodierungen bisher nur marginal berücksichtigt wurde. In diesem Artikel wurde gezeigt, dass «Geschlecht» keine ahistorische Kategorie ist, sondern sehr wohl dem Wandel der Zeit unterliegt. Entsprechend ist auch ein kultureller Wandel zu postulieren. Wenn an unterschiedlichen Orten der Welt unterschiedliche Geschlechtermodelle gelebt werden, dann können sie auch von Migrantinnen und Migranten beispielsweise in den deutschsprachigen Raum getragen werden. Es ist durchaus denkbar, dass in interkulturellen Beziehungen neue hybride Geschlechtervorstellungen entstehen. Dass dies für die Geschlechterforschung von Interesse sein kann, soll anhand zweier Beispiele erläutert werden.

Die Anthropologin Ina Rösing ist bei ihrer Feldforschung in den Anden, in einem Ort namens Amarete, auf folgende zehn Geschlechter gestossen: männlicher Mann, männliche Frau, mann-männlicher Mann, mann-männliche Frau, mann-weiblicher Mann, mann-weibliche Frau, weib-männlicher Mann, weib-männliche Frau, weib-weiblicher Mann, weib-weibliche Frau.³⁰ Die Bewohnerinnen und Bewohner von Amarete konnten, nach Rösing, ihr Geschlecht wechseln und dieses in Handlungen, Kleidung, sozialer Position, Anredeform usw. ausdrücken. Angenommen, ein weib-weiblicher Mann würde von Bolivien in die Schweiz reisen. Wäre es nicht spannend, seine «Geschlechterinszenierung» mit derjenigen

von Dragqueens und Dragkings zu vergleichen? Der Fall von Amarete mag ein Sonderfall sein. Doch bei Rösing findet sich auch ein weiter verbreitetes Beispiel selbstverständlicher Geschlechterdiversität, auch wenn es nur von drei Geschlechtern handelt und nicht von zehn. Sie wechselt dazu von Südamerika nach Afrika und beschreibt «das dritte Geschlecht der Gynaegamie». Gynaegamie ist die Eheschliessung zwischen zwei Frauen. Leserinnen und Leser aus der Schweiz fühlen sich vielleicht an die Abstimmung über die sogenannte «Homo-Ehe» von 2005 erinnert. Rösing beschreibt diese Form der Ehe für verschiedene Gesellschaften in Afrika, wobei sie leider kein Land spezifisch nennt. Dabei heiratet eine ältere Frau eine jüngere Frau. Die jüngere Frau kann mit Männern Kinder bekommen. Diese gehören dann aber nicht den Vätern, sondern den beiden Müttern. Die Kinder beerben auch ihre beiden weiblichen Eltern. Die ältere Frau wird mit der Eheschliessung einem dritten Geschlecht zugeordnet. Sie ist keine Frau mehr. Sie wird teilweise sozial zum Mann. Sie darf an Männerversammlungen teilnehmen, was ihr als Frau unmöglich gewesen wäre. Sie darf keinen sexuellen Kontakt mit Männern haben, sonst würde sie als schwul angesehen, was verpönt wäre.³¹ Sie ist weder Frau noch Mann, sondern hat einen eigenen Status. Sie kann im Sinne von «Gender», als «sozial intersexuell» bezeichnet werden. Gesetz der Fall, diese «Frau» käme mit ihrer Frau und ihren Kindern nach Europa. Wie könnte diese Familie ihre Verwandtschaftsverhältnisse geltend machen? In welchem Verhältnis stünde sie beispielsweise zu lesbischen Paaren, die eine gemeinsame Adoption von Kindern anstreben?³²

Dies sind nur zwei willkürlich herausgepickte Beispiele, die erahnen lassen sollen, wie durch Migration eine Vielfalt von Geschlechtsidentitäten entstehen könnte und vermutlich auch schon längst entstanden ist. Die Geschlechterforschung könnte diesen sozialen Wandel aus ihrer Perspektive untersuchen und Synergien mit der Migrationsforschung nutzen. Der Einfluss der Migration auf Gesellschaften ist nicht zu unterschätzen. In der Schweiz ist fast die Hälfte der im Jahr 2003 eingegangenen Ehen bi- oder multinational.³³

Gemessen an der ständigen erwachsenen Wohnbevölkerung in der Schweiz (Stand 2003) beträgt der Anteil von Personen, welche einen Migrationshintergrund aufweisen, deutlich mehr als ein Drittel.³⁴ Unter Personen mit «Migrationshintergrund» wird hier verstanden, dass sie in der Schweiz geborene, nun erwachsene³⁵ Nachkommen von MigrantInnen sind³⁶ oder dass sie im Ausland geboren und später in die Schweiz «eingewandert» sind und nun in der Schweiz leben.³⁷ Kinder unter 15 Jahren sind in dieser Rechnung noch nicht enthalten.

Zum Schluss soll die These aufgestellt werden, dass mindestens ein Drittel der schweizerischen Gesellschaft von einer Vielfalt unterschiedlicher internationaler und interkultureller Geschlechtermodelle geprägt wurde. Die Vermutung liegt na-

he, dass sich diese Modelle überlagern, gegenseitig beeinflussen und längerfristig einen Wandel von Geschlechterrollen und Geschlechterverhältnissen herbeiführen. Ob es dabei zu einer grösseren Diversität im Sinne von vielen, nebeneinander existierenden Geschlechterrollen kommt oder eher zu einer «Creolisierung» kultureller Geschlechtercodes, wird sich zeigen.

- 1 Zum Thema Intersexualität sei folgende Aufsatzsammlung empfohlen: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hg.) (2005), 1-0-1 intersex. Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsverletzung.
- 2 Siehe z.B. Dokumentarfilm: «Das verordnete Geschlecht.», Deutschland 2001, Regie: Oliver Tolmein und Bertram Rotermund.
- 3 Vgl. Laqueur 1992, Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Das englischsprachige Original erschien 1990 unter dem Titel: «Making Sex, Body and Gender from the Greeks to Freud».
- 4 Laqueur wurde kontrovers diskutiert und beispielsweise von der Historikerin Barbara Duden kritisiert. Ich kann hier leider nicht näher darauf eingehen. Ein Vergleich zwischen Duden und Laqueur ist nachzulesen bei Regula Giuliani 1997, S. 148–165.
- 5 Vgl. Fischer-Homberger 1979, S. 26.
- 6 Vgl. Laqueur 1992, S. 100: Auf der Abbildung Nr. 20 ist beispielsweise eine Vagina zu sehen, die wie ein Penis aussieht. Laqueur erklärt das Ein-Geschlecht-Modell dort ausführlich. Das Originalbild ist zu finden in: Vesalius 1543, S. 381.
- 7 Vgl. Die Suche nach dem «wahren» Geschlecht, beschrieben bei Foucault 1998, Über Hermaphroditismus. Der Fall Barbin.
- 8 Den Hinweis verdanke ich der Juristin Konstanze Plett. Das sogenannte Preussische Landrecht war ein Vernunftrecht, das von Montesquieu und anderen Autoren der Aufklärung beeinflusst war.
- 9 Vgl. Hattenhauer 1996, Allgemeines Landrecht für die Preussischen Staaten von 1794.
- 10 Vgl. von Braun 2000, unveröffentlichtes Vorlesungsmanuskript.
- 11 Der Begriff «Testikel» stammt vom lateinischen Verb «testare» ab, was sowohl «zeugen» im biologischen Sinne als auch «bezeugen» im juristischen Sinne bedeutet. Zeugen vor Gericht wurden also in Verbindung mit Männlichkeit gedacht, was Aufschluss gibt über den Zusammenhang zwischen Männlichkeit und Recht, z.B. auch Staatsbürgerrechte in einem patriarchalen System.
- 12 Siehe Strassmann 1912, S. 69.
- 13 Siehe Strassmann 1912, S. 67.
- 14 Siehe Strassmann 1912, S. 62.
- 15 Siehe Strassmann 1912, S. 70.
- 16 Vgl. Breidenstein 1996, S. 228/229. Hinweis: Mit «Kastraten» meinte Hirschfeld nur Männer.
- 17 Siehe Breidenstein 1996, S. 235.
- 18 Siehe Braun 1995, S. 45.
- 19 Siehe Strassmann 1912, S. 71.
- 20 Unter funktionierenden Geschlechtsdrüsen werden solche verstanden, die Hormone produzieren. Heute sind die sogenannten Geschlechtshormone bzw. der «Hormonspiegel» ein wichtiges Merkmal, um das Geschlecht einer Person zu bestimmen.
- 21 Auf diesen Standpunkt stellen sich heute viele XY-Frauen, die als intersexuelle Babys geboren und als Mädchen erzogen wurden. Sie fühlen sich meist als Frauen, auch wenn sie u.U. mehr oder weniger entwickelte Hoden haben. Siehe Homepage: www.xy-frauen.de.
- 22 Ebenda.
- 23 Virchow 1848, S. 747, zitiert nach Fischer-Homberger 1979, S. 132, Anmerkung 26. Das Zitat Virchows wurde von Fischer-Homberger folgender Publikation entnommen: «Der

- puerperale Zustand. Das Weib und die Zelle.» Der Aufsatz erschien erst 1856, in: «Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medicin».
- 24 Aufzählung der verschiedenen Positionen und deren Vertreter: Binder 1937, S. 1–2.
- 25 Zum Dogma, dass die Sterilisation keine weiteren Folgen habe als die beabsichtigte Sterilität: Wecker 1999, S. 269.
- 26 Vgl. beispielsweise die Experimente mit Geschlechtsdrüsen und Hormonen zu Beginn des 20. Jhs. bei Stoff 2001.
- 27 Siehe Oudshoorn 2002, S. 268.
- 28 Vgl. Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hg.), 1-0-1 intersex. Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsverletzung, 2005.
- 29 Butler 1991, S. 67.
- 30 Vgl. Tabelle: Rösing 1999, S. 22.
- 31 Vgl. Rösing 1999, S. 12–13.
- 32 Vgl. Mello e Souza 2002.
- 33 Siehe: Bundesamt für Statistik (BFS), BFS Aktuell, Statistik der natürlichen Bevölkerungsbewegung, Schätzungen Januar–Dezember 2004, 2005, S. 3: «Stand der Heiraten 2003». Bei 48,85% der 2003 in der Schweiz geschlossenen Ehen hatten entweder der Ehemann oder die Ehefrau oder beide eine ausländische Staatsangehörigkeit.
- 34 Vgl. Bundesamt für Statistik (BFS), demos. Informationen aus der Demografie. Die Bevölkerung mit Migrationshintergrund. Ergebnisse des Moduls, Mobilität und Migration der Standardbefragung der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung (SAKE) von 2003, 2005.
- 35 Hinweis: Unter «erwachsen» werden in diesem Abschnitt der Einfachheit halber Personen über 15 Jahre verstanden, da das BSF die Statistiken nach den Alterskategorien «über» und «unter 15 Jahre» unterteilt.
- 36 Bundesamt für Statistik (BFS), demos. Informationen aus der Demografie. Die Bevölkerung mit Migrationshintergrund. Ergebnisse des Moduls, Mobilität und Migration der Standardbefragung der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung (SAKE) von 2003, 2005, Tabelle T7, S. 25. Hier handelt es sich um Personen über 15 Jahre mit oder ohne schweizerische Staatsangehörigkeit.
- 37 Ebenda, Tabelle T4, S. 23. Hier handelt es sich um Personen über 15 Jahre die eine ausländische Staatsangehörigkeit haben.

Literatur

- Hans Binder, Psychiatrische Ursachen über die Folgen der operativen Sterilisation der Frau durch partielle Tubenresektion, S. 1–49 und S. 249–276, in: Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie, Band 40, Heft 1 und 2, ohne Ort, 1937/1938.
- Karl Braun, Die Krankheit Onania, Körperangst und die Anfänge moderner Sexualität im 18. Jahrhundert, Frankfurt/M. und New York 1995.
- Christina von Braun, Gender, Geschlecht und Geschichte, unveröffentlichtes Manuskript zur gleichnamigen Vorlesung, gehalten im Wintersemester 2000/2001 an der Humboldt Universität zu Berlin.
- Georg Breidenstein, Geschlechtsunterschied und Sexualtrieb im Diskurs der Kastration Anfang des 20. Jahrhunderts, S. 216–239, in: Christiane Eifert, Angelika Epple et al. (Hg.), Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel, Frankfurt/M. 1996.
- Bundesamt für Statistik (BFS)(Hg.), BFS Aktuell, Statistik der natürlichen Bevölkerungsbewegung, Schätzungen Januar–Dezember 2004, Neuenburg 2005.
- Bundesamt für Statistik (BFS)(Hg., Autorin des Berichtes: Fabienne Rausa-de Luca), demos, Informationen aus der Demografie. Die Bevölkerung mit Migrationshintergrund, Ergebnisse des Moduls, Mobilität und Migration der Standardbefragung der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung (SAKE) von 2003, Neuenburg 2005.
- Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt/M. 1991. Hinweis: Das englische Original erschien 1990 unter dem Titel: Gender Trouble.
- Barbara Duden, Geschichte unter der Haut, Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730, Stuttgart 1987.

- Anne Fausto-Sterling, *The five sexes, Why male and female are not enough*, S. 20–24, in: *The Sciences*, März/April, ohne Ort 1993.
- Esther Fischer-Homberger, *Krankheit Frau, Und andere Arbeiten zur Medizingeschichte der Frau*, Bern, Stuttgart und Wien 1979.
- Michel Foucault, *Über Hermaphroditismus. Der Fall Barbin*, Frankfurt/M. 1998. Hinweis: Die französische Originalausgabe erschien 1978 bei Gallimard.
- Regula Giuliani, *Körpergeschichten zwischen Modellbildung und haptischer Hexis – Thomas Laqueur und Barbara Duden*, S. 148–165, in: Silvia Stoller und Helmuth Vetter (Hg.), *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*, Wien 1997.
- Hans Hattenhauer (Hg.), *Allgemeines Landrecht für die Preussischen Staaten von 1794*, Neuwied 1996.
- Isabel Miko Iso, *Der Sterilisationsdiskurs in wissenschaftlichen Publikationen in der Schweiz von 1911 bis 1957 aus der Geschlechterperspektive*, unveröffentlichte Magisterarbeit, Humboldt Universität, Berlin 2003.
- Thomas Laqueur, *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt/M. 1992. Hinweis: Das englischsprachige Original erschien 1990 unter dem Titel: «*Making Sex, Body and Gender from the Greeks to Freud*».
- Cecilia de Mello e Souza, *Feministische Bioethik, Insemination durch Spermensamen und alternative Familien*, S. 368–85, in: *Body Project* (Hg.), *Korpore-alitäten*, Königstein/Ts 2002.
- Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hg.), *1-0-1 intersex. Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsverletzung*, Berlin 2005.
- Nelly Oudshoorn, *Beyond the natural body. An archeology of sexhormones*, London und New York 1994.
- Ina Rösing, *Geschlechtliche Zeit, geschlechtlicher Raum*, Heidelberg 1999.
- Heiko Stoff, *Vermännlichung, Verweiblichung, Verjüngung. Neue Körper zu Beginn des 20. Jahrhunderts*, in: Ulf Heide et al., (Hg.) *Jenseits der Geschlechtergrenzen, Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer Studies*, Hamburg 2001, S. 275–290.
- Fritz Strassmann, *Hermaphroditismus da lege ferenda*, S. 58–76, in: R. Abel und F. Strassmann (Hg.), *Vierteljahresschrift für gerichtliche Medizin und öffentliches Sanitätswesen, Verhandlungen der VII. Tagung der Deutschen Gesellschaft für gerichtliche Medizin in Karlsruhe*, 23.–26. September 1911 (dritte Folge, Band XLIII, Supplement-Heft II), Berlin 1912.
- Oliver Tolmein und Bertram Rotermund (Regie), *Das verordnete Geschlecht*, Dokumentarfilm, Hamburg 2001.
- Andreas Vesalius, *De humani corporis fabrica*, Basel 1543.
- Regina Wecker, «*Das Dogma*». Zur Konstruktion von Geschlecht durch eugenische Massnahmen, in: Veronika Aegerter, Nicole Graf et al. (Hg.), *Geschlecht hat Methode. Ansätze und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechtergeschichte*, Zürich 1999, S. 269–278.

Die Arbeit an der Repräsentation

Ein Versuch, über Theorie, Erfahrungen und Medienkritik zu einer Praxisanwendung zu kommen

Susanna Perin

Ich gehe in meinem Text von der Annahme aus,

- a) dass Wirklichkeit nicht als solche existiert, sondern durch einen Komplex von sprachlichen, medialen und bildlichen Diskursen produziert wird;
- b) dass diese Diskurse bestimmen, welche Rollen diejenigen in der Gesellschaft spielen, die als nicht dazugehörig definiert werden;
- c) dass wer Bilder und Texte oder Diskurse produziert, die Definitionsmacht über «Andere» hat und so bestimmt, welche Rollen die Dargestellten in der Gesellschaft innehaben;
- d) dass es unter Berücksichtigung dieser Thesen notwendig ist, eine mediale Alternative zu schaffen;
- e) Aber wie?

Im Folgenden werde ich auf diverse Formate der medialen Repräsentation eingehen. «Unsere Feststellung beim Betrachten der Medien ist, dass die objektive Darstellung der ganz normalen Realität von MigrantInnen in der Schweiz angesichts populistischer Klischees, Vorurteile und politischer Propaganda kaum in Erscheinung tritt. Die öffentlich wirksamen Bilder von «Ausländern», MigrantInnen und migrantischen Communities sind meist rassistisch kontaminiert und konstruieren die Identität der «Anderen», die «defizitär und naturbehaftet» ist. Trotz des Wissens um kulturelle und ökonomische Globalisierung und der Komplexität unserer Gesellschaft werden mediale Bilder und Diskurse, die über Migration und MigrantInnen entstehen und die zentral für die Festschreibung ihrer Rollen in der Gesellschaft sind, nicht reflektiert, in Frage gestellt oder gar kritisiert.»¹



Die Weltwoche NR. 47/2004

72 Berichte von Lebensgeschichten und Schicksalen, stereotype Identitätskonstruktionen ersetzen eine genaue Analyse der ökonomischen, sozialen, kulturellen Prozesse, die für die Entstehung benachteiligter Gruppen in der Gesellschaft überhaupt verantwortlich sind. Nicht die Subjekte selber schaffen Identitäten, parodieren sie oder legen sie ab, Identitäten resultieren aus gesellschaftlichen Zwangslogiken, in die wir als Individuen eingebunden sind. Mediale Bilder und Diskurse haben ihren Anteil an diesen Konstruktionen.

Die Haupttendenz, die aus den Erfahrungen mit den Medien ablesbar ist, und die sich sowohl aus der Erwartungshaltung der Öffentlichkeit sowie aus der Aufgabenstellung von JournalistInnen ergibt, ist die Tendenz zu unmittelbarer, möglichst spannender Berichterstattung. «Ein Medienbericht hat im Allgemeinen nicht die Aufgabe, dem gesellschaftlichen Konsens entgegen zu arbeiten, sondern ihn vielmehr – im Sinne der Einschaltquoten, der Verkaufszahlen, der Interessen der AnzeigekundInnen – auf jene «angenehme» Art zu bekräftigen, die mit leicht verdaulicher Information verbunden ist.»² Wird zum Beispiel von Todesfällen an der EU-Aussengrenze berichtet, wird stets ausgeblendet, dass in erster Linie die restriktive EU-Migrationspolitik die Verantwortung daran trägt und nicht etwa «rücksichtslose Schlepperbanden».

Beim Betrachten von Bildern oder beim Lesen von Berichterstattungen sollte man sich stets fragen, was hier im Bild oder in der Berichterstattung ausgelassen wird und wie sich diese Auslassung auf das Verständnis von Welt und

Olympe 22/05



Tages-Anzeiger Magazin NR. 48/2004

73



Tages Anzeiger; Foto: Jordis Schlüssler, Ostkreuz

Gesellschaft auswirkt. Der Blickwinkel, von dem aus man/frau betrachtet, ist entscheidend.

Anhand der Beurteilung der Medienleute, was interessant für die LeserInnen oder ZuschauerInnen ist, kann schon viel über die herrschende öffentliche Meinung gesagt werden. Medien sind ein Spiegel der gesellschaftspolitischen Entwicklung und Diskussion einerseits, haben aber andererseits auch einen realen Einfluss auf die öffentliche Meinung und somit auf die Konstruktion von Diskursen. Somit werden Vorstellungen, Bilder und Identitäten in der Gesellschaft festgeschrieben.

Wie werden Bilder interpretiert?

Ein im Französisch sprechenden Raum bekannter Islamwissenschaftler wird für ein Medienbild in der neu bezogenen, noch unmobilierten Wohnung inmitten von Schachteln, Koffern und Aktenkoffern inszeniert. Welche Vermutungen werden dem Betrachter des Bildes nahe gelegt? Welche Ängste werden geschürt, welche Vorurteile bekräftigt, und wie verändert sich die gesellschaftliche Akzeptanz von «Asylsuchenden», wenn diese in einer Fotoreportage als selbstbewusste männliche Mannequins dargestellt werden?

- 74 Drei Frauen, eine davon ohne, zwei mit Kopftuch, sitzen am selben Tisch: Diejenige ohne Kopftuch, «aktiv, kritisch und weltoffen», schaut skeptisch zu ihren Tischnachbarinnen, die in ihre Tätigkeiten vertieft und abgerückt wirken; die eine isst Eis, die andere schreibt ein SMS. Die bildliche Leere in der Mittelachse des Bildes akzentuiert dabei die Spaltung der verschieden gewichteten weiblichen Subjekte. Wir interpretieren: Die ohne Kopftuch ist weltoffen, fortschrittlich und integriert und die mit Kopftuch sind rückschrittlich, naturbehaftet und darum nicht integrierbar.

Eine kritische Auseinandersetzung mit der Art und Weise der Darstellung von MigrantInnen und Migration ist nicht nur mit Blick auf die Medien angebracht. Oft zeigen auch Videoproduktionen und Compilations, die für eine «antirassistische Sensibilisierung» konzipiert wurden, eine ähnliche Grundproblematik auf: Es geht nicht hauptsächlich darum, in Frage zu stellen, wie die Gesellschaft (Macht, Hierarchie, Klassen) konstruiert wird. Manche Produktionen weisen bereits Lücken auf, wenn es darum geht, die Konstruktion eines gesellschaftlichen Subjektes kritisch zu hinterfragen. «Antirassistische Videos sehen wir uns nicht an» lautet der Titel eines Vortragstextes. Darin werden sowohl Videos der Antirassismus-Szene wie auch Produktionen migrantischer Communities hinterfragt und kritisiert. «Nur sehr wenige der antirassistisch motivierten Filmproduktionen vermitteln interessante Ideen oder liefern Hinweise auf Handlungsoptionen. Eigentümlich abwesend sind die Präsentation oder filmische



«Die Rundschau», Kunstraum Aarau, Workshop zur Repräsentation von Migration in den Medien



«Die Rundschau», Kunstraum Aarau, Videolounge, Detail



Stils aus <do it> productions 1 und aus «die Arbeit zu tun»; Gülizar Cestan, Pakize Keles, Eva Urywler (von li nach re)



<do it> prudctions 2; Mybera Berisha, Crisbet Sommer, A.S. (von li nach re)

76

Repräsentation einer widerständischen Praxis. (...) Im Effekt produzieren die Filme damit jedoch einen bloss humanistisch motivierten Adressaten, setzen auf dessen Paternalismus. Dergestalt minimieren sich die Widersprüche migrantischer Existenzweisen sowie die Kanak-Autonomie.»³

Bezug nehmend auf Recherchen für die Zusammenstellung einer Videolounge im Rahmen des Projektes «Die Rundschau» behaupte ich, dass eine kritische oder widerspenstige Auseinandersetzung mit der Repräsentation von Migration besonders in der Schweizer Kunst- und Kulturszene selten anzutreffen ist. Die Ausstellung «Migration: Baustelle Schweiz» im Toni-Areal in Zürich scheint dies zu bekräftigen. Allzu oft wird einfach das «Bild eines Bildes», also ein Klischee reproduziert, wie es eine Bekannte bei der Besichtigung treffend formulierte.

Meine eigene Arbeit an der Repräsentation

Als Künstlerin mit Migrationshintergrund beschäftige ich mich mit Fragen der Repräsentation. Zumal ich «praxisnah» erlebt habe, was es bedeutet, sich im «defizitären» Spiegel betrachtet zu sehen. Seit Mitte der 1980er verfolge ich zudem in meinem «Heimatland» (Italien) die gesellschaftliche Konstruktion des Subjektes «extra communitario/a»⁴. Zuschreibungen, die in der Schweiz der 60er und 70er Jahre des 20. Jahrhunderts den ItalienerInnen und anderen MigrantInnen galten, werden nun von ItalienerInnen auf das Subjekt «extra communitario/a» übertragen. In meinem Arbeitszusammenhang der kritischen Kunst- und Medienpraxis sind zudem Fragen nach Darstellung und Darstel-

Olympe 22/05

lungsweisen zentral. Es geht in unserer Arbeit darum, die Art und Weise der Darstellung zu reflektieren, problematische Formen der Repräsentation zu erkennen und alternative Darstellungen oder einfach andere Arbeitspraxen zu entwickeln, die den gesellschaftlichen Rollenzuschreibungen entgegengesetzt werden können.

«Als Spezialistin für Probleme der Wahrnehmung und Repräsentation hat die Kunst neben ihren immer wieder notwendigen Interventionen auf «realpolitischer» Ebene ihre Kompetenzen vor allem auf «symbolischer» Ebene, also dort, wo Vorstellungen von Identität und Differenz in Sprache und Bildern hervorgebracht oder festgeschrieben werden. (...) Der Einsatz dieser künstlerischen Kenntnisse und Kompetenzen ist daher nicht erst dort gefragt, wo Rassismen bekämpft werden sollen, sondern wo es gilt, ein Problembewusstsein über deren Grundlagen und Erscheinungsformen erst zu etablieren.»⁵ Kritische Medienpraxis wirft Fragen auf, was denn Rassismus sei und wo rassistische Zuschreibungen überhaupt stattfinden.

Rezeption, Ressourcen und Privilegien

Wie steht es aber allgemein mit Tragweite und Potenzial der kritischen Arbeit an der Repräsentation in Video- oder Bildproduktionen, wenn diese hauptsächlich in einem kleinen Kreis von «eingeweihten» Kunst- und Medienschaffenden rezipiert werden? Welche Sprache sollten solche Produktionen sprechen, welche Vertriebskanäle sollten sie haben, um nicht nur einem engen Kreise von «ExpertInnen», sondern auch einer grösseren Öffentlichkeit zugänglich zu sein? Eine

77

weitere Frage, die sich stellt, ist die nach dem Zugang zu den Repräsentationsressourcen, denn Bilder und Diskurse werden so gut wie nie durch jene Subjekte geschaffen, die tatsächlich dargestellt werden. Der Ein- und Ausschluss in den westlichen Staatsgemeinschaften reguliert zugleich die Verteilung von Ressourcen. Gesellschaftliche Privilegien und Schlüsselpositionen werden wie selbstverständlich anhand von Nationalität, Hautfarbe und Geschlecht verteilt. Die Ermächtigung, das Wort zu ergreifen, an die Öffentlichkeit zu treten, im Namen anderer zu reden und für andere zu bestimmen, ist Teil dieser Privilegien. Wie können sich aber Menschen aus sozialpolitischen Minderheiten als Individuen in die Öffentlichkeit einmischen, wenn nicht allen die gleiche Möglichkeit gewährt wird, in der Öffentlichkeit zu sprechen? Welche Formate, welche Arbeitspraxen könnten Antworten auf solch umfassende Fragen sein?

Zuerst geht es um den Zugang zur Öffentlichkeit. Dabei stellt sich sogleich die Frage nach Produktion und Produktionsbedingungen. Hinzu kommt die Frage, wie eine Selbstdarstellung überhaupt auszusehen hätte, um das Genre «Einzelschicksal» oder den «ethnisierenden Blick» zu vermeiden. Wie bereits erwähnt sind Produktionen von MigrantInnen nicht a priori besser. Sie reproduzieren ebenfalls oft den (paternalistischen) Blick der Mehrheitsgesellschaft und verfestigen somit herrschende Strukturen.

78

Aus Überlegungen über eine praxisnahe Anwendung, wie eine alternative, mediale antirassistische Repräsentation aus der Perspektive von MigrantInnen herzustellen sei, entstand das Label <do it> productions.⁶ Konzipiert wurde das Label als Selbstdarstellungsplattform für Migrantinnen, als ein Ort der Auseinandersetzung im Umgang mit Bildern und Diskursen, um mittels Videokamera eigene Darstellungen, Sichtweisen und Standpunkte für eine breite Öffentlichkeit zu formulieren.

Weit davon entfernt, eine Lösung zu haben, sondern eher einen Lösungsansatz zu bieten, hat <do it> productions in verschiedenen Arbeitszusammenhängen nun die zweite Produktion abgeschlossen. Mit dem neuen Erfahrungswert können nun Wirkungsfeld und Rezeption der bisherigen Arbeit im Rückblick erkundet werden.

Selbstverständlich ist die Auseinandersetzung mit der Repräsentation nicht unproblematisch. Mit dieser Arbeit begibt sich frau auf eine totale Gratwanderung. Vorschläge, Arbeitsansätze, thematische Vorgaben, die von aussen in eine Gruppe getragen werden, haben oft die Wirkung eines Implantates. Die Arbeit wird nicht von jeder an der Produktion Beteiligten als «ihre eigene Sache» wahrgenommen. Hinzu kommt der Faktor, dass einige ganz einfach aus purer Lust und Neugierde mit Video und PC arbeiten möchten. Das politische Moment sowie die Frage nach der Öffentlichkeit sind dabei für sie zweitrangig oder gar

irrelevant, haben sie es doch verständlicherweise satt, stets mit Fragen des Ein- und Ausschlusses, ihrer gesellschaftlichen Rolle und Akzeptanz konfrontiert zu sein.

Diese Produktionen werden oft als «Videos von Migrantinnen» wahrgenommen und als solche vorgestellt. Dies ist erstmals nicht schlecht, denn damit wollen Frauen ja zu Worte kommen, sich selbst darstellen, ihre Positionen und Standpunkte vertreten. Frau hat sich zwar eine Nische erobert, befindet sich damit aber wieder in einer Kategorie, die einschränkend ist für die Sache selbst wie auch für die Rezeption in der Öffentlichkeit. Hinzu kommt, dass frau als Künstlerin riskiert, im Off des sozialen Feldes platziert zu werden, was alles andere als förderlich ist für die Rezeption der eigenen Arbeit in der Kunst- und Kulturwelt. Wo frau sich auch hinbegibt, scheint frau auf Glatteis zu treten.

Trotzdem finde ich es den Versuch wert, weiterhin solche Formate der Darstellung, der Artikulation und der Zusammenarbeit zu erproben. Die Arbeit an der Repräsentation geht weiter!

- ¹ Dieser Text ist ein Auszug und stammt aus unserem Projekt «Die Rundschau», Videolounge, Workshop, Filmprogramm zur Repräsentation von Migration in Medien und in der öffentlichen Meinung, in Zusammenarbeit mit Peter Spillmann, Labor k3000, TRANSIT MIGRATION. http://www.kunstraumaarau.ch/site/ausstellung_info.php?id=23.
- ² Anna Kowalska in: Antirassistische Öffentlichkeiten. Feministische Perspektiven, Vor der Information 1999/2000, S. 7.
- ³ Massimo Perinelli, Christiane Müller-Lobeck. Der Text basiert auf einem Vortrag anlässlich der Veranstaltung «Zur Repräsentation von MigrantInnen in alternativen Videoarbeiten – ein Fernsehabend mit Kanak Attack» in der NGBK, Berlin. http://www.nadir.org/nadir/periodika/jungle_world/_2001/38/17a.htm.
- ⁴ Die Bezeichnung für MigrantInnen, die nicht aus einem EU-Land stammen.
- ⁵ Ch. Karavagnas Text zur Initiative gettoattack: <http://www.gettoattack.net/index.html>.
- ⁶ Die erste Produktion fand in Zusammenarbeit mit Sadhyo Niederberger und FEMIA statt. An der Produktion beteiligt waren Gülizar Cestan, Pakize Keles, Delia Krieg Trujillo, Nur Kussan, Eva Urwyler. Die zweite entstand in Zusammenarbeit mit Jael Bueno, Delia Krieg Trujillo und Nosotras. An der Produktion beteiligt waren Mybera Berisha, Adriana Matos, Elia Hanke Padilla, Avji Sirmoglu und Crisbet Sommer.

79

Migrations(un)erfahrene Medien?

Nadia Bellardi

80

Die Medien sind Übermittler von Ideen und Werten einer Gesellschaft und tragen zur Bildung von Urteilen und Meinungen bei. Die Macht der kommerziellen Medien, Stereotype zu verstärken, ist unbestritten. Die öffentliche Debatte über das Thema Migration wird stark von dessen Porträtierung in den Medien beeinflusst, indem MigrantInnen bestimmte Zusammenhänge und Bilder zugeordnet werden und ihre Identität auf wenige Charakteristika und Lebensläufe reduziert wird. Laut van Dijk spielen die Medien eine zentrale Rolle in der Verbreitung und Annahme von rassistischen Ideologien. «Weltweite Ereignisse werden von den Medien weder passiv beschrieben noch neutral aufgenommen, sondern aktiv (re)konstruiert. Im Allgemeinen unterstützen die Medien eine Informationsperspektive, die normalerweise weiss, westlich, männlich und mittelschichtig ist. Die Eliten der <weissen> Mehrheit kontrollieren die Strukturen und die Strategien des öffentlichen Diskurses, und das bewirkt eine indirekte Kontrolle über Geist und Kopf der Menschen.»¹

Diskriminierende und isolierende Bilder schwächen die Position von MigrantInnen und behindern ihre Entwicklung im Migrationsland. Wenn nicht negativ oder sensationserregend, sind Informationen über Minderheitsgruppen meistens abwesend in den Medien, was zum «Verschwinden» dieser Gruppen als Gesellschaftsakteure und Publikum führt.²

Die Gründe für die unbefriedigende Darstellung von MigrantInnen in den Medien sind vielfältig: ein Mangel an Informationsquellen, ExpertInnen oder qualifizierten PressesprecherInnen mit Migrationserfahrung; der Einfluss von Vorurteilen und Stereotypen, die mit der Realität des MigrantInnenlebens wenig zu tun haben;

ungenügende Artikel und Berichte über Themen und Schwerpunkte, die mit den Prioritäten und Standpunkten von MigrantInnen im Einklang sind; das Fehlen von MigrantInnenperspektiven bei Diskussionen über gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklungen; politische und kommerzielle Interessen, die einen Einfluss auf redaktionelle Entscheidungen ausüben.³

Multikulturelle Medienprojekte

Trotz dieses Szenarios liefern nicht alle Medien immer nur eine pauschalisierte und unvollständige Information zum Thema Migration. Aufgeklärte und aktive MedienverbraucherInnen können Inhalte und Quellen kritisch betrachten und sich differenzierte Informationen aussuchen.

MigrantInnen selber werden vermehrt eine wichtige Kraft in der Medienproduktion. Insbesondere bei freien (nichtkommerziellen), alternativen, lokalen Medien können sie ihre eigene Darstellung mit Erfolg aktiv mitgestalten. In ihrer Rolle als freiwillige JournalistInnen, ReporterInnen, SendungsmacherInnen können migrationserfahrene Medienschaffende vom Objekt zum Subjekt der Berichterstattung werden und Sichtbarkeit für ihre Anliegen und Leistungen schaffen. Während Mainstream-Medien Minderheitengruppen kaum als Zielpublikum ansprechen und mit ihren Inhalten und Programmen die Realität der multikulturellen Gesellschaft nur sehr bedingt widerspiegeln, sind Alternativmedien prädestiniert, VertreterInnen der Minderheits- und der Mehrheitsbevölkerung sowie Fachleute in dieser Problematik miteinander zu vernetzen – eine Arbeit, die sich längerfristig auch auf die etablierten Medien auswirken wird.

Bei Radio LoRa in Zürich zum Beispiel gestalten MigrantInnen unterschiedlicher Herkunft wöchentlich mehr als 50 Stunden Programme. Die Themenpalette reicht von Musik und Kultur bis hin zu sozialen und politischen Inhalten, die sich mit dem Herkunftsland und der Schweiz auseinandersetzen. MigrantInnen werden nicht nur gefördert, sondern sind eine tragende Kraft dieses Radios. Sie bringen sich als sozial aktive Mitglieder der Gesellschaft ein und verfügen über einen gleichberechtigten Zugang zu den Ressourcen von Radio LoRa. Sie erhalten nicht nur eine Stimme – sondern sie gestalten ihr eigenes Medium. Die Erfahrungen, die SendungsmacherInnen bei der Radiogestaltung machen, tragen wesentlich zu ihrer beruflichen und sozialen Integration bei, indem sie Kontakte, Kenntnisse und Erfahrungen sammeln und austauschen. Sie haben die Möglichkeit, sich im Bereich Radiojournalismus und Kooperationsprojekte professionell weiterzubilden, sich zu vernetzen und ihre Kompetenzen einzusetzen. Das konsequente Senden von Beiträgen aus migrationserfahrener Sicht regt die migrantischen ZuhörerInnen an, ihre eigene Meinung wichtig zu nehmen und nicht nur privat, sondern auch im öffentlichen Raum für ihre Anliegen einzutreten.

81

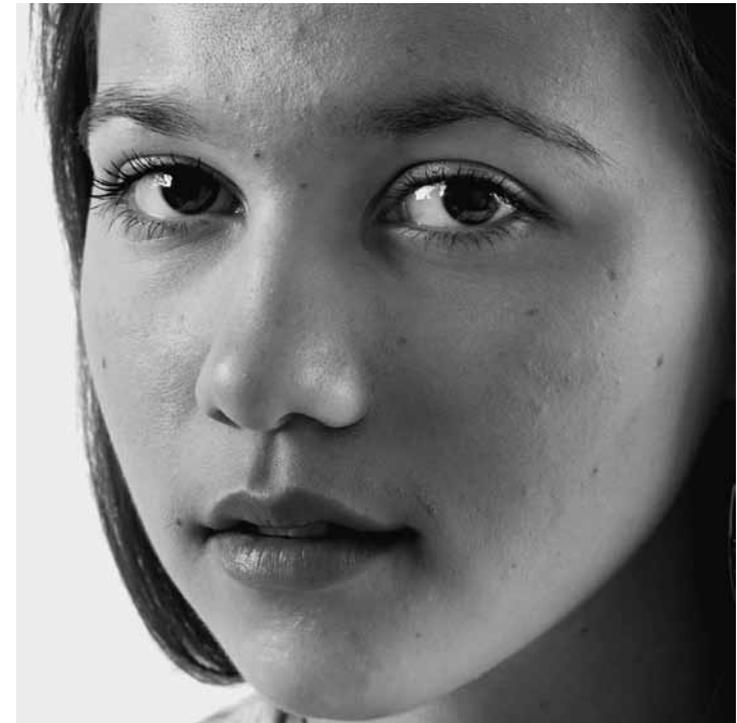
Eine Anerkennung der Rolle von alternativen und freien Medien in der Förderung der interkulturellen Integration wird auf europäischer Ebene angestrebt. Zu diesem Zweck wurde das Europäische Manifest von multikulturellen BürgerInnen-, Minderheiten- und Alternativmedien verfasst,⁴ und der Entwurf in allen EU-Mitgliedsländern auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene diskutiert und angenommen. Multikulturelle BürgerInnen-, Minderheiten- und Alternativmedien sind meist lokale, manchmal regionale oder nationale Initiativen wie Zeitungen, Internet-Medien, nichtkommerzielle Freie Radios, Radio- und Fernsehprogramme von, für und über MigrantInnen sowie Angehörige ethnischer Minderheiten. Sie richten sich meistens in der Muttersprache an ihr Zielpublikum und vermitteln Informationen über Rechte, das Bildungssystem sowie Möglichkeiten der gesellschaftlichen Mitgestaltung in den jeweiligen Ländern. Darüber hinaus bieten sie eine Diskussionsplattform für den Austausch und den Dialog innerhalb und zwischen verschiedenen ethnischen Gemeinschaften sowie zwischen Minderheits- und Mehrheitsbevölkerung.

Im Rahmen dieses Europäischen Manifests rufen multikulturelle BürgerInnen-, Minderheiten- und Alternativmedien und andere Initiativen das Europäische Parlament, die Europäische Kommission und die nationalen Regierungen auf:

- 82
- die bedeutende Rolle von multikulturellen BürgerInnen-, Minderheiten- und Alternativmedien als wichtige Akteure bei der Umsetzung der Europäischen Integrationspolitik anzuerkennen,
 - dafür Sorge zu tragen, dass multikulturelle BürgerInnen-, Minderheiten- und Alternativmedien sowie nichtkommerzielle Freie Radios als Teil des «Public Service» anerkannt werden und dieser Status in der europäischen sowie in den nationalen Mediengesetzgebungen festgeschrieben wird und ihnen dementsprechend ein Rechtsanspruch auf Zugang zu allen im Rundfunk gebräuchlichen Verbreitungstechnologien zugestanden wird,
 - die Rede- und Kommunikationsfreiheit, d.h. das Recht, Informationen zu empfangen und weiterzugeben, einschliesslich des Anspruchs von Minderheiten auf Medien in ihrer eigenen Sprache, als Grundrecht aller auf dem Gebiet der erweiterten Union lebenden Menschen im Rahmen der «Zivilbürgerschaft» zu verankern und in die Medien-, Rechts- und Integrationspolitik der Europäischen Union sowie ihrer Mitgliedsstaaten einfließen zu lassen.

Von multikulturell zu interkulturell?

Die Qualität und die Glaubwürdigkeit von Medieninhalten zählen zu den wichtigsten Parametern für zukünftige Entwicklungen an der Kreuzung zwischen Globalisierung und kulturellen Konflikten.⁵ Die Sensibilisierung der Mehrheitsbevölkerung für die Vorteile und die Herausforderungen der Migration stellt ein



Sajma

aus der Ausstellung «Global Kids. Fremd und zu Hause in der Schweiz»

Schlüsselement einer zukunftsorientierten Integrationspolitik dar. Da Wahrnehmungen von ethnischen Minderheiten hauptsächlich von der Aussenpolitik, von Medienberichten und Erziehungsbildern formuliert werden, kommt den Medien grosse Verantwortung im Meinungsbildungsprozess zu. Deshalb sollte die Bekämpfung der zunehmenden Vereinheitlichung der Medienlandschaft das Ziel von allen sein, die sich für eine solidarische und offene Gesellschaft einsetzen.

Um eine Öffentlichkeit mit migrationspezifischem Blickwinkel zu fördern, ist die verstärkte Partizipation von ethnischen Minderheiten und MigrantInnengruppen bei den Mainstream-Medien unentbehrlich. Um ihnen den Mediengriff zu ermöglichen, sind Initiativen notwendig, die eine professionelle Vernetzung erleichtern. Ein Beispiel dafür ist die Arbeit der holländischen Organisation Mira Media, die sich für eine interkulturelle Medienproduktion einsetzt. «Mira Media's main goal is to achieve more diversity and <ethnic> pluralism by supporting the participation of immigrants in radio, television and the interactive media.»⁶ Mira Media unterstützt die direkte Partizipation von MigrantInnen, insbesondere im audiovisuellen Bereich, durch Weiterbildung, Vermittlung von Arbeitsangeboten und Lobbying-Arbeit auf nationaler und europäischer Ebene. Ein weiteres Beispiel stammt aus Spanien, wo die katalanische Journalistengewerkschaft eine «Agenda der Interkulturalität» herausgegeben hat mit dem Ziel, Medieninhalte und Medienschaffende differenzierter darzustellen. Die Agenda enthält Kontaktinformationen von qualifizierten JournalistInnen verschiedener Herkunft, die als Freelancers oder Festangestellte in der Region arbeiten (oder arbeiten möchten). Zusätzlich werden die Kontaktinformationen den Pressesprechern von MigrantInnengruppen und Organisationen angeboten, ebenso die Namen etablierter JournalistInnen, die sich für die Themen Migration und interkulturelles Leben interessieren. Zweck der Publikation ist es, Vernetzungen zu erleichtern, Informationsquellen zu differenzieren und die Kommunikationsbestrebungen von MigrantInnen ans Ziel zu bringen. Weiterhin unterstützt die katalanische Journalistengewerkschaft die Entwicklung von Richtlinien, die die Qualität der Medienarbeit zum Thema Migration verbessern sollen, wie auch Weiterbildungsprojekte im interkulturellen Bereich für Journalisten. Diese Initiativen erhalten eine starke politische Unterstützung, was wieder einmal zeigt, in welchem Zusammenhang die Medien beeinflusst werden. «The treatment of migration by the mass media has a direct impact both on social debate as on Catalan public opinion. We therefore ask the involvement of media professionals in offering an accurate picture of immigration, avoiding sensationalism, trivialisation or paternalism. Informing about the cultures of origin of the main immigrant communities and about the normal aspects of the migration phenomenon in our society can contribute to overcome refusal and diffidence.»⁷ Andere europäische Projekte von MigrantInnenorganisationen haben das Ziel, PressesprecherInnen auszubilden

84

Olympe 22/05

(media training) und die Grundlagen der Public- Relations-Strategien zu vermitteln, um ihre aktive Beteiligung an der öffentlichen Diskussion zu fördern.⁸

Bei alternativen, multikulturellen Medien mag das Empowerment von MigrantInnen im Bereich Journalismus schon bestehen, aber auch dort sind weitere Bestrebungen notwendig. Es handelt sich hier vor allem um die Unterstützung von interkulturellen und mehrsprachigen Projekten, welche die Inhalte von Sendungen, Artikeln oder Berichten über die «Sprachbarriere» hinweg ein breiteres Publikum vermitteln können. Durch die Förderung der mehrsprachigen Mediengestaltung können die Erfahrungen, die Situation und der kulturelle Hintergrund der MigrantInnen allen MedienverbraucherInnen näher gebracht werden. Schliesslich wird das Machtgleichgewicht erst dann stimmen, wenn Migration als normaler Zustand statt als Ausnahme anerkannt wird. «The awareness of the complex and constructed nature of our identities offers a key that opens us up to other possibilities: to recognise in our story other stories, to discover in the apparent completeness of the modern individual the incoherence, the estrangement, the gap opened up by the stranger, that subverts it and forces us to acknowledge the question: the stranger in ourselves. So identity is formed on the move. Just as the narrative of the nation involves the construction of an <imaginary community>, a sense of belonging sustained as much by fantasy and the imagination as by any geographical or physical reality, so our sense of our selves is also a labour of the imagination, a fiction, a particular story that makes sense. An authentically migrant perspective would, perhaps, be based on an intuition that the opposition between here and there is itself a cultural construction, a consequence of thinking in terms of fixed entities and defining them oppositionally. It might begin by regarding movement, not as an awkward interval between fixed points of departure and arrival, but as a mode of being in the world.»⁹

85

- 1 Teun A. van Dijk, *Communicating Racism, Ethnic Prejudice in Thought and Talk*, Sage Publications, Newbury Park 1987.
- 2 Peio Aierbe, «Immigrantes delincuentes: una creación mediática», *Mugak – Centro de Estudios y Documentación sobre el racismo y la xenofobia*, n. 19, April-June 2002.
- 3 CIEMI – Centre d'information et d'études sur les migrations internationales, migrations société, médias et minorités en Europe, n. 1, January 1991.
- 4 A European Manifesto to support and to underline the importance of minority community media, www.multicultural.net/manifesto/index.htm, und *Diasporic Minorities and their Media in the EU: a Mapping*, www.lse.ac.uk/collections/EMTEL/Minorities/project_home.html.
- 5 Edward W. Said, *Covering Islam. How the media and the experts determine how we see the rest of the world*, Routledge, London 1981 und Kai Hafez, *Islam and the West in the mass media*, Hampton Press, Cresskill NJ 2000.
- 6 www.miramedia.nl.
- 7 *Immigration Debates in Catalunya – Contributions of Civil Society*, Generalitat de Catalunya, Departament de la Presidència, Secretaria per a la Immigració and Fundació Jaume Bofill, Barcelona 2003.
- 8 www.migranews.it.
- 9 Iain Chambers, *Migrancy, Culture, Identity*, Routledge, London 1994.

Tamilische Secondas und Secondos in der Schweiz

Marie-Anne Pinheiro-Fankhauser

Die Forschung

86

Im Rahmen eines vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierten Projektes zum «Sozialen Wandel bei tamilischen Flüchtlingen in der Schweiz» (2001-2003) habe ich bei der im Exil aufwachsenden zweiten Generation der TamilInnen die sozialen Netzwerke, Freizeitgestaltung, Religiosität, Bildung inklusive Mutterspracheunterricht, Bedeutung der Kastenzugehörigkeit, Beziehung der Jugendlichen zu ihren Eltern, Einhaltung von Verboten und Tabus, Bezüge zu Sri Lanka sowie die sich daraus ergebenden Generationenkonflikte untersucht.

Die Forschung basiert auf teilnehmender Beobachtung und semistrukturierten Interviews. Zusätzlich wurden systematisch quantitative Grunddaten zu den Jugendlichen erhoben. Das Sample umfasst 30 tamilische Kinder und Jugendliche im Alter von 10 bis 23 Jahren; 18 davon weiblich, 12 männlich. Mit einer Ausnahme stammen sie alle aus dem Kanton Bern. Drei Viertel von ihnen sind Hindus, die übrigen katholisch oder reformiert. Mehr als die Hälfte der InformantInnen sind in der Schweiz geboren oder in den ersten drei Lebensjahren eingereist. Neun Jugendliche besaßen zur Zeit der Interviews die schweizerische Staatsbürgerschaft. Zwanzig hatten eine Jahresaufenthaltsbewilligung (B), und bei sechs dieser Jahresaufenthalter lief zum Zeitpunkt der Interviews das Einbürgerungsverfahren. Lediglich eine Person hatte den Status eines vorläufig aufgenommenen Flüchtlings (N). Vierzehn InformantInnen, die eine direkte oder indirekte Angabe zu ihrer Kastenzugehörigkeit machten, bezeichneten sich als Vellalar (in Sri Lanka die dominante Kaste), fünfzehn sagten, sie kannten sie nicht, und nur eine Person betonte, sie gehöre keiner Kaste an.

Olympe 22/05

Angst vor Kulturverlust

Fast alle tamilischen Eltern haben grosse Angst, dass ihre in der Schweiz aufwachsenden Kinder zu wenig von der tamilischen Kultur mitbekommen und zu stark von europäischen Gewohnheiten beeinflusst würden. Deshalb versuchen sie die Einbindung ihrer Kinder in die tamilische Exilgemeinschaft mit allen Mitteln zu fördern. Familienehre und Tradition sollen fortbestehen. Deshalb sollen die Kinder standesgemäss respektive mit einem Partner aus der gleichen Kaste und mit einem guten familiären Hintergrund verheiratet werden. Voreheliche Beziehungen sind für TamilInnen tabu und werden stark sanktioniert. Dadurch, dass die tamilischen Jugendlichen die unterrichtsfreie Zeit mehrheitlich im intraethnischen Raum verbringen, hoffen die Eltern, dass sie einerseits eine stärkere Bindung zur tamilischen Kultur haben und dass andererseits die soziale Kontrolle besser gewährleistet ist. Allen tamilischen Eltern ist die Bildung ihrer Kinder überaus wichtig, und die meisten möchten, dass ihre Kinder an der Universität studieren können. Damit die Kinder in den Schweizer Schulen erfolgreich sind, werden viele in den Stütz- und den privaten Nachhilfeunterricht geschickt. Bei meinen InformantInnen ist es auffallend, dass die Mädchen generell viel weniger schulische Probleme haben. Der Unterschied wird noch frappanter, wenn man die Kenntnisse der Muttersprache ansieht: Während fast alle Mädchen fließend lesen und schreiben können und meist mehrere Prüfungen absolviert haben, gibt es einige Jungen, die nicht einmal ihren Namen auf Tamilisch schreiben können. Der Muttersprache- und der Religionsunterricht, der Tanzunterricht, die Fussballclubs sowie spezifische Weiterbildungskurse für TamilInnen werden meist von der politischen Exilorganisation LTTE (Liberation Tigers of Tamil Eelam) organisiert, die in der Schweiz eine starke Präsenz zeigt. Die zahlenmässig grösste tamilische Gruppe der Schweiz ist im Kanton Bern wohnhaft, weshalb hier – besonders im städtischen Gebiet – das Netz von tamilischen Sprach-, Tanz- und Musikschulen sowie von Fussball- und anderen Vereinen ausserordentlich dicht ist. Aber auch in Zürich, Freiburg und drei weiteren Kantonen gibt es tamilische Institutionen, Tamilar Illam (Begegnungszentren der Tamilen), welche die nötige Infrastruktur für Veranstaltungen und Kurse bieten.

87

Kontakte zu Peers

Tamilische Kinder und Jugendliche haben während ihrer Schulzeit Kontakt mit SchweizerInnen und Angehörigen anderer Staaten. Keine meiner achtzehn Informantinnen im Alter zwischen zehn und dreiundzwanzig Jahren zählte jedoch Schweizerinnen zu ihren besten Freundinnen. Mehrere haben vielmehr gesagt, sie würden den Kontakt zu Schweizerinnen bewusst meiden, da sie sich durch diesen Umgang in der tamilischen Gesellschaft diskreditierten. Der Grund dafür liegt darin, dass die SchweizerInnen bei den ExiltamilInnen einen schlechten Ruf haben: Sie

gelten generell als unmoralisch, weil sie sexuelle voreheliche Beziehungen pflegen. Diese Meinung ist bei der ersten Generation der Immigranten weit verbreitet und führt dazu, dass eine starke soziale Kontrolle ausgeübt wird, die auch von vielen Secondos und Secondas untereinander reproduziert wird. So kommt es vor, dass Gleichaltrige ihre Mitschülerinnen bei den Eltern verraten, falls sie in der Schule mit Knaben sprechen oder Kontakte zu als unseriös geltenden Mädchen pflegen. Solch nonkonformes Verhalten wird stark sanktioniert: So wurde beispielsweise ein Mädchen aus der tamilischen Tanzschule ausgeschlossen, nachdem bekannt geworden war, dass es einen tamilischen Freund hatte. Zudem untersagten die Eltern ihren Töchtern jeglichen Kontakt mit diesem Mädchen, da dies dem guten Ruf der Töchter und deren Familien schaden könnte. Es ist daher nicht erstaunlich, dass sogar diejenigen Mädchen, denen die Eltern unter bestimmten Auflagen erlauben, abends auszugehen, diese Gelegenheiten nicht nutzen, weil das Risiko, von anderen TamilInnen gesehen zu werden und ins Gerede zu kommen, zu hoch ist.

Die sozialen Kontakte beschränken sich daher vor allem bei Mädchen auf wenige tamilische Freundinnen und Beziehungen innerhalb der Verwandtschaft. Dort können auch lockerere Beziehungen zum anderen Geschlecht gepflegt werden, sofern es sich um Parallelcousins handelt. Diese gelten entgegen den Kreuzcousins nicht als präferenzielle Heiratspartner, sondern werden wie leibliche Brüder behandelt und mit den entsprechenden Verwandtschaftstermini angesprochen.

Freizeit und Sport

Bei meiner Untersuchung hat sich ergeben, dass vor allem die männlichen Jugendlichen Kontakte ausserhalb der tamilischen Exilgemeinschaft suchen und pflegen. Da männliche tamilische Jugendliche generell viel mehr Freiheiten geniessen als gleichaltrige Tamilinnen, ist es für sie einfacher, sich dem engmaschigen Kontrollnetz zu entziehen. Dazu trägt unter anderem bei, dass sie ihre beliebteste Sportart, Fussball, gemeinsam mit Schweizern und Jugendlichen anderer Nationalitäten trainieren. Bei den jährlich in Bern stattfindenden tamilischen Sportanlässen Maavirar Cup und Eelam Cup treten sie jedoch nur gegen exiltamilische Teams aus Europa und Nordamerika an.

Beim Hip hop, der bei den tamilischen Jugendlichen sehr beliebt ist, gibt es mehrheitlich Gruppen mit nur männlichen tamilischen Mitgliedern aber auch einige mit nichttamilischen Mädchen. Obwohl die tamilische Form des Hip-Hop auch bei den Mädchen sehr beliebt ist, verbieten die meisten tamilischen Eltern ihren Töchtern – insbesondere nach der Pubertät –, öffentlich aufzutreten, da dieser Tanzstil aufreizend ist und es dabei zu Körperkontakt mit jungen Männern kommen kann. Sogar bei tamilischer Musik gibt es Einschränkungen: Den meisten Mädchen ist es lediglich erlaubt, zu klassischer Musik zu tanzen. Die Eltern verbieten aber, dass ihre

Töchter zu den Liebesliedern aus den Bollywoodfilmen tanzen, obwohl diese unter den TamilInnen sehr beliebt sind.

Fast alle Informantinnen haben während mehrerer Jahre Unterricht in klassischem südindischem Tanz, Bharata Natyam, und/oder karnatischer Musik besucht. Diese Kurse sind sehr zeitintensiv, da mehrmals im Jahr öffentliche Auftritte mit Solo- und Gruppentanz stattfinden. Zudem gibt es alljährlich in beiden Disziplinen Prüfungen, wobei gutes Abschneiden mit viel Prestige verbunden ist. Sowohl der Tanz- wie auch der Musikunterricht findet in rein tamilischen Klassen statt.

Am Märtyrertag (zu Ehren der gefallenen tamilischen Freiheitskämpfer) und am tamilischen Neujahrsfest kommen alljährlich über 6000 TamilInnen aus der ganzen Schweiz nach Bern oder Freiburg. Für diese Anlässe gibt es vorgängig Tanzwettbewerbe, bei denen die Tanzgruppen ausgewählt werden. Es treten hier nur Gruppen mit klassischen und vor allem stark propagandistischen Tänzen auf, welche die Unterdrückung der Tamilen und den bewaffneten Widerstand thematisieren. Auch in den Theaterproduktionen nehmen kriegerische Elemente eine zentrale Stellung ein. Umrahmt werden die Anlässe von langen, auswendig gelernten Reden, in denen bereits Kinder im Vorschulalter den unabhängigen Tamilenstaat Tamil Eelam preisen.

Verwandtschaft und die traditionelle Rolle der tamilischen Frau

In Sri Lanka bildet die erweiterte Familie traditionellerweise eine Einheit. In der Region Jaffna, woher die in der Schweiz lebenden ExiltamilInnen mehrheitlich stammen, ist das Residenzsystem nach der Heirat mehrheitlich uxori- bzw. matriloal, d.h., dass der Mann nach der Heirat zur Familie seiner Frau zieht (vgl. Vögeli 2005). Durch die Exilsituation wurden diese erweiterten Familien in den meisten Fällen getrennt und sind oft weltweit verteilt, was insbesondere von der ersten Generation sehr bedauert wird. In der Schweiz leben die TamilInnen meist in Kernfamilien, sie pflegen jedoch zu den Verwandten im transnationalen Raum sehr enge Beziehungen, die sich unter anderem in häufigen Telefongesprächen und Besuchen äussern. Letztere sind insbesondere bei den wichtigen familiären Anlässen wie Pubertätszeremonien, Hochzeiten und Namensgebungszeremonien bei Neugeborenen von grosser Wichtigkeit.

Nach wie vor ist bei ExiltamilInnen die arrangierte Heirat die verbreitetste Form der Eheschliessung. Die männlichen Informanten – auch diejenigen, die bereits eine Schweizer Freundin gehabt haben – bevorzugen mehrheitlich eine tamilische Partnerin. Viele schränken jedoch im Gespräch sofort ein, dass es sich dabei nicht um eine Tamilin handeln dürfe, die in Sri Lanka aufgewachsen ist, und dass die Ehe nicht arrangiert sein sollte. Die Informantinnen scheinen durch ihre Sozialisation die dominanten sozialen Erwartungen noch stärker absorbiert zu haben und geben mit

einer Ausnahme alle an, sich ausschliesslich einen tamilischen Ehemann vorstellen zu können. Sie begründen dies damit, dass sie von einem Nicht-Tamilen nie verstanden werden könnten und dass ein solcher nie in ihre Familie integriert sein könnte. Ein weiterer Grund ist die grosse Angst vor Scheidungen, die im Zusammenhang mit der Heirat mit einem Schweizer immer wieder geäussert wird. Für die meisten ist damit klar, dass ihre Ehe von den Eltern oder nahen Verwandten arrangiert werden wird. Dennoch sehe ich die tamilischen Jugendlichen eindeutig als Handelnde, die sich bewusst dafür entscheiden, sich den Wünschen ihrer Eltern unterzuordnen: «Ich könnte es meinen Eltern nie antun, einen Mann zu heiraten, den sie nicht wollen, aber ich habe das Vertrauen, dass sie einen Partner wählen, der für mich gut ist!»

Verbotene Liebe

In Sri Lanka kommt den Frauen die Aufgabe zu, ihre Verwandtschaftsgruppe und Familie zu vereinen (vgl. Vögeli 2003, S.330). Ihre Rolle als Garantin der Familien- und Gemeinschaftsehre ist auch in der Schweiz zentral. Wenn sich ein Mädchen oder eine Frau unmoralisch verhält, so ist die Ehre der ganzen Verwandtschaft im transnationalen Raum gefährdet; das heisst, dass nicht nur für die betroffenen Geschwister eine arrangierte Heirat fast unmöglich wird, sondern dass infolge des schlechten Rufes eines tamilischen Mädchens in der Schweiz auch die Cousine in Kanada keinen Heiratspartner finden wird. Um sich vom unmoralischen Verhalten einer Tochter öffentlich zu distanzieren, kommt es deshalb oft vor, dass die Familie die betreffende Frau verstösst und jeglichen Kontakt zu ihr abbricht. Eine voreheliche Beziehung – insbesondere zu einem geringerkastigen Partner – ist in fast allen Familien absolut tabu. Junge Frauen, die dennoch eine solche Beziehung eingehen, werden verstossen oder «laufen von zu Hause weg». Dies bedeutet, dass sie gegen den Willen der Verwandten mit ihrem Freund zusammenziehen und keinen Kontakt mehr zu ihrer eigenen Familie haben. Es gab in der Schweiz Fälle, in denen zum Schutz der Familienehre vorgegeben wurde, dass ein Mädchen zwecks einer Tanzausbildung vorübergehend zu Verwandten ins Ausland geschickt würde, obwohl es eigentlich nur darum ging, es von seinem Freund fernzuhalten und die Angelegenheit in Vergessenheit geraten zu lassen, damit in der Exilgemeinschaft möglichst keine Gerüchte entstehen. Obwohl insbesondere von der ersten Generation der TamilInnen immer wieder betont wird, dass TamilInnen vor der Ehe generell keinen Geschlechtsverkehr hätten, ist aus anderen Quellen bekannt, dass viele unverheiratete Frauen in der Schweiz einen Schwangerschaftsabbruch vornehmen lassen. Mir sind Liebesgeschichten bekannt, bei denen es infolge einer nichtkonformen, das heisst einer Interkaste-Liebesbeziehung auf der Seite der Höherkastigen zum vollständigen Bruch der familiären Bindungen kam. Eine zaghafte Wiederannäherung an die engsten Familienangehörigen wurde erst nach vielen Jahren beziehungsweise

nach der Geburt des ersten Kindes möglich. Obwohl eine in der Schweiz lebende Tamilin hier zumindest finanziell unabhängiger ist, als sie es in Sri Lanka wäre, befinden sich ausgestossene Frauen auch im Exil in einer extrem schwierigen Situation. Wegen des mangels an familiärem Rückhalt gelingt es oft nicht, eine stabile Beziehung zu ihrem Partner aufzubauen. Zudem werden sie von anderen TamilInnen mitunter in der Öffentlichkeit verbal sehr heftig angegriffen und sozial geächtet.

Die Jugendlichen übernehmen das Referenzsystem der tamilischen Exilgesellschaft, versuchen sich jedoch gleichzeitig in gewissen Bereichen der sozialen Kontrolle dieser Gesellschaft zu entziehen. Das ist für Jungen einfacher als für Mädchen. Trotz Tabu gehen einige Jugendliche Liebesbeziehungen ein. «Einen Freund haben» kann aber für eine junge Tamilin unter Umständen lediglich bedeuten, dass es an einem Anlass zu intensivem Augenkontakt gekommen ist, die beiden Verliebten einander anschliessend per Mobiltelefon Kurznachrichten schicken oder heimlich telefonieren. Sogar eine solche Beziehung gilt bei der ersten Generation der TamilInnen zumeist als nonkonform; sie kann bei den Eltern Empörung auslösen und unter Umständen mit körperlicher Züchtigung geahndet werden. Bei einer meiner Informantinnen führte eine nicht gebilligte Beziehung zum völligen Abbruch des Kontakts zu den Eltern, während eine andere, die eine Beziehung zu einem Jungen aus einer niedrigeren Kaste hatte, von ihrer Mutter und ihrem Onkel geschlagen wurde, bis es schliesslich zur Fremdplatzierung der Tochter und zum Entzug der elterlichen Gewalt durch die Sozialbehörden kam. Eine 16-Jährige musste aufgrund einer Beziehung zu einem niedrigerkastigen Jungen in eine jugendpsychiatrische Klinik eingewiesen werden, da sie von den eigenen Eltern verstossen wurde und noch zu jung war, um bei den Eltern ihres Freundes zu wohnen.

Eine mögliche Form, eine Liebesbeziehung zu «legalisieren» – sofern die Eltern einverstanden sind, der Wunschpartner der vorgeschriebenen Kaste angehört und einen guten familiären Hintergrund hat –, besteht darin, im Rahmen einer Verlobungsfeier ein Eheversprechen abzugeben. Dies ist bei einer 14-jährigen Informantin geschehen.

Der Druck auf Jugendliche, die eine nonkonforme Beziehung eingegangen sind, kann so gross werden, dass mehrere InformantInnen in diesem Zusammenhang von Suiziddrohungen gesprochen haben. Es ist wichtig zu erwähnen, dass sowohl in der tamilischen Literatur wie auch in den bei tamilischen Jugendlichen sehr beliebten Bollywoodfilmen die Selbsttötung im Falle von unerfüllter Liebe immer wieder als Lösung dargestellt und oft auch verherrlicht wird. Nicht nur diese Vorbilder, sondern auch die Tatsache, dass Liebesbeziehungen möglichst lange strengstens geheim gehalten werden, können dazu führen, dass unerfahrene Mädchen ihre erste grosse Liebe völlig idealisieren. Da dies zumeist auch der erste engere Kontakt mit einem Jungen ausserhalb der Verwandtschaftsgruppe ist, reagieren sie verzweifelt,

wenn die lang erstrebte Beziehung durch die eigene Familie bedroht wird. Mir sind tamilische Jugendliche bekannt, die mit Hilfe einer glaubwürdigen Suiziddrohung gegenüber den Eltern ihren Heiratswunsch durchsetzen konnten. Für die Heirat einer Hochkastigen mit einem Niedrigerkastigen ist jedoch die Einwilligung der Eltern fast auszuschliessen. So steht eine junge Frau vor einer Entscheidung, die sie in jedem Fall zur Verliererin macht: Entweder verzichtet sie auf weiteren Kontakt mit ihrer Herkunftsfamilie und wird zudem von der Mehrheit der TamilInnen sozial geächtet, oder sie verzichtet auf die grosse Liebe oder scheidet freiwillig aus dem Leben.

Schlussbemerkungen

Der Grad der Integration von tamilischen Jugendlichen in die Schweizer Gesellschaft ist vom Geschlecht, dem Bildungsstand und der Herkunft der Eltern, der Kastenzugehörigkeit, dem Aufenthaltsstatus und dem Wohnort abhängig. In ländlichen Gebieten gibt es eine geringere Dichte von ExiltamilInnen und dadurch weniger Möglichkeiten zur Einbindung in lokale tamilische Vereine, aber auch weniger soziale Kontrolle als in der Stadt. Dies führt dazu, dass sich die Jugendlichen freier bewegen können und dadurch bessere Chancen haben, sich zu integrieren. Obwohl für die Knaben die gleichen Tabuvorschriften gelten wie für die Mädchen, ist es für sie immer einfacher, sich dem engmaschigen Netz der sozialen Kontrolle zu entziehen. Die Mädchen werden als Kulturträgerinnen von ihren Eltern generell stärker in die tamilische Exilgemeinschaft eingebunden und mehr von den als überwiegend negativ eingestuften Einflüssen einer «schweizerischen Kultur» abgeschirmt. Es erstaunt deshalb nicht, dass sie auf der strukturellen Ebene oft besser integriert sind als die Jungen, während sich eine Integration auf der soziokulturellen Ebene für sie erheblich schwieriger gestaltet.

Literatur

Johanna Vögeli, «Stärker als ihr denkt»: Tamilische Frauen in der Schweiz, in: Martin Baumann et al. (Hg.), Tempel und Tamilen in zweiter Heimat. Ergon Verlag, Würzburg 2005, S. 323–344.

Johanna Vögeli, «Ohne sakti ist siva nichts». Tamilische Geschlechterbeziehungen in der Schweiz, Arbeitsblatt Nr. 28, Institut für Ethnologie, Bern 2005.

Vorbildfunktion wahrnehmen

Vania Alleva

Die Gewerkschaften spielten und spielen bei der Integration von MigrantInnen eine wichtige Rolle. Durch die Gewerkschaften bekommen sie Zugang zu den wichtigsten Informationen über den Arbeitsmarkt und das Arbeitsrecht. Ausserdem werden sie von ihrer Gewerkschaft rechtlich beraten. Als Mitglieder können sie über die Gewerkschaften und durch ihr eigenes Engagement auch politisch Einfluss nehmen. Mit anderen Worten: Die Gewerkschaft ist die einzige Organisation von grosser politischer Kraft, in welcher die Migrantinnen und Migranten den Schweizern formell gleichgestellt sind.

Dennoch muss hier auf ein spezielles Problem hingewiesen werden, mit dem auch die Gewerkschaft Unia konfrontiert ist. Anders als in der schweizerischen Gesellschaft, wo die Migrantinnen und Migranten zum Beispiel kein Stimm- und Wahlrecht haben, gibt es innerhalb der Gewerkschaften heute zwar formal keine Diskriminierungen mehr. Alle Mitglieder, ob mit oder ohne Schweizer Pass, haben die gleichen Rechte und Pflichten. Diese formale Gleichstellung führt nun aber fälschlicherweise dazu, zu verkennen, dass es trotzdem eine faktische Diskriminierung geben kann. So sind Migrantinnen und Migranten auch in der Unia in gewissen Sektionen und Regionen (vor allem der deutschen Schweiz) in allen Gremien stark untervertreten. Die Sprachkompetenz bildet eben eine wichtige Voraussetzung, um eigene Rechte wahrnehmen zu können. Deshalb braucht es trotz formaler Gleichstellung spezielle Instrumente und Strukturen, um die tatsächliche Gleichstellung zu gewährleisten. Darum bietet Unia für Mitglieder ausländischer Herkunft gezielte Förderungsprogramme an. Mit der Fusion verschiedener Gewerkschaften zur Unia ist eine Organisation mit rund 200'000 Mitgliedern entstanden. Die Unia ist mit 14

Regionen, unterteilt in 100 Sektionen, in der gesamten Schweiz vertreten. Etwa die Hälfte der Mitglieder ist ausländischer Herkunft. Die Unia als Verband ist zwar gut im Organisieren und Mobilisieren von Migrantinnen und Migranten, weist aber leider Mängel bei deren Integration auf. Obwohl die Integration in Gremien und Strukturen in den Statuten der Unia festgeschrieben ist, gibt es also Schwierigkeiten bei der praktischen Umsetzung. Diese Schwierigkeiten haben, je nach Region, unterschiedliche Ursachen. Teilweise sind sie fusionsbedingt: Umstellungs-, Organisations- und Strukturierungsprozesse binden Ressourcen und lassen keinen Raum für die Arbeit in diesem Bereich. Teilweise hat die mangelnde Unzulänglichkeit der Integration auch mit alten Verbandsstrukturen und -traditionen zu tun: GBI, SMUV oder VHTL hatten z.T. unterschiedliche Ansätze hinsichtlich der Integration von Mitgliedern ausländischer Herkunft in die Gewerkschaftsstrukturen.

Mehr Frauen

Auch der relativ niedrige Frauenanteil unter den Unia-Mitgliedern lässt sich aus der Geschichte der Gewerkschaften erklären. Ihr Betätigungsfeld waren vor der Fusion Branchen mit «klassischen Männerberufen». Mit der interprofessionellen Unia soll sich das ändern. Gerade weil sich Unia auch stark auf den Tertiärbereich konzentrieren will, bestehen gute Aussichten, dass der Frauenanteil bei erfolgreicher Gewerkschaftsarbeit wachsen wird. Entsprechend wird der Einfluss der Migrantinnen zunehmen. Neben dem generell tiefen geringen Frauenanteil fällt auf, dass junge Frauen – und noch stärker junge Migrantinnen – unter den aktiven Gewerkschaftsmitgliedern besonders stark untervertreten sind. Das Unia-Schwerpunktprogramm für die Jahre 2005-2008 trägt diesen Schwachpunkten explizit Rechnung: «Wir verstärken unsere Arbeit mit weiblichen und jungen Ausländerinnen», lautet eines der Ziele. Dies ist eine wichtige Differenzierung im Rahmen der übergeordneten Strategie, welche den Anteil der Frauen, jungen Arbeitnehmenden und Auszubildenden unter den Mitgliedern der Unia steigern will. Dabei soll auch die Zusammenarbeit mit Organisationen der MigrantInnen hier in der Schweiz und in den Herkunftsländern verstärkt werden.

In der Absichtserklärung, welche der Unia-Gründungskongress verabschiedet hat, wird klar folgendes Ziel gesetzt: Die Integration und die Vertretung der Migrantinnen und Migranten innerhalb der Gewerkschaft sollen verbessert und die Unia als multikulturelle Organisation aufgebaut werden. Die Interessengruppen der Frauen und der Migrantinnen und Migranten setzten sich zudem dafür ein, dass sie in Zukunft auch in den nationalen Leitungsorganen stärker präsent sein werden. Parallel dazu wurden konkrete Vorschläge für eine langfristige Strategie formuliert. Durch die Verhandlungen über die neuen Statuten konnte der Anspruch auf Gleichstellung in der Unia nochmals bekräftigt werden, so dass für jedes Unia-Gremium (z.B.



Samira
aus der Ausstellung «Global Kids. Fremd und zu Hause in der Schweiz»

für sämtliche Vorstände) eine Geschlechterquote von 25% festgesetzt wurde, was bei 18% weiblichen Mitgliedern ein Erfolg ist. Darüber hinaus wurden finanzielle Steuerungen eingebaut, die zur Schaffung von Gleichstellungs- und Migrationsplänen in jeder Region motivieren.

Doppelte Gleichstellung nach innen

Chancen- und Lohngleichheit zwischen Frauen und Männern sind in jeder Organisation ein Thema. Als Gewerkschaft hat Unia aber eine Vorbildfunktion, weshalb die Ansprüche hier noch höher sind. Grundsätzlich ist die Unia dem Gender Mainstreaming verpflichtet. Für die Gleichstellung innerhalb der Unia trägt die Geschäftsleitung die Verantwortung. Um die Chancengleichheit der Geschlechter innerhalb der Unia zu überprüfen und zu gewährleisten, wurde das nationale Projekt «Gleichstellungscontrolling» geschaffen. Bis Ende 2005 soll es in zwei Pilotregionen eingeführt sein, um dann auf die Unia-Zentrale und weitere Regionen ausgedehnt zu werden. Die Schwerpunkte sind klassisch: wirkliche Lohngleichheit, mehr Frauen in Führungspositionen, bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie und die Förderung junger Frauen im Hinblick auf spätere Führungspositionen.

96 Mobbing und sexuelle Belästigung sind in der Arbeitswelt eine Realität. In der Unia gibt es dazu ein klares Reglement, das integraler Bestandteil des Arbeitsvertrages ist. Vorgesetzte werden dazu verpflichtet, Hinweisen auf solche Verstösse gegen die persönliche Integrität unverzüglich nachzugehen. Interne Vertrauenspersonen und eine externe Konfliktberatung stehen den Betroffenen bei. Als Instanz gibt es in jeder Sprachregion Beschwerdekommisionen.

Was die Ausschreibung und Besetzung der Stellen bei der Unia anbelangt, gilt gemäss laut Aussagen des Personalmanagements, dass bei gleicher Qualifikation der Frau gegenüber einem männlichen Bewerber der Vorzug gegeben wird. Es gibt zudem Stellen, die nur für Frauen ausgeschrieben werden.

Etwa 50% der 1000 Unia-Angestellten haben Teilzeitstellen. Der Anteil Männer, welche Teilzeit arbeiten, wächst dabei stetig. Ob dafür die Familien- und Kinderbetreuung oder aber die persönliche Selbstverwirklichung ausschlaggebend ist, müsste noch untersucht werden.

Was die Frauenvertretung im Vorstand anbelangt, ist die Gewerkschaft nicht von den gesellschaftlichen Verhältnissen abgekoppelt: In der Geschäftsleitung sind zwei Frauen und neun Männer, das Co-Präsidium besteht aus zwei Männern. Im gewerkschaftlichen Kader sind die Frauen stark am Aufholen, beim administrativen Personal sind sie in der Mehrheit. Beim übrigen politischen Personal (GewerkschaftssekretärInnen) besteht der grösste Handlungsbedarf. Wichtige Erfolgsmeldungen kommen hier aus einigen Unia-Regionen, in denen verstärkt Migrantinnen als Gewerkschaftssekretärinnen angestellt wurden. Hier wurde erkannt, welches Poten-

zial Frauen mit Migrationshintergrund als politische Mitarbeiterinnen bei der Mitgliederberatung und der -werbung haben können. Und der Erfolg der Regionen gibt den Verantwortlichen Recht. Es besteht die Hoffnung, dass diese Beispiele Schule machen werden. Damit kämen wir der Verwirklichung der doppelten Gleichstellung näher: «Doppelt» ist sie, weil mit den Migrantinnen sowohl Geschlechtergleichstellung gefördert, aber gleichzeitig auch eine angemessene Vertretung der Migrantinnen und Migranten in den Unia-Strukturen möglich wird.

Die zitierten Unia-Dokumente finden sich unter www.unia.ch, News&Aktionen, Gründungskongress, 33 Wegmarken / Resolutionen.

Ein Netz des Möglichen

Reflexion über unsere Zusammenarbeit¹

Brigit Keller

Liebe Frauen

98 Es ist das erste Mal, dass ich mich in unserer zehnjährigen Zusammenarbeit der Tagungen für «Frauen mit und ohne Migrationserfahrungen» als Referentin vorgeschlagen habe, und ich denke, es war an der Zeit, bevor ich diese Arbeit in der Paulus-Akademie abschliesse.

Ich habe gewünscht, über diese Tagungen bzw. die Art der Zusammenarbeit laut nachzudenken, zu überlegen, was mir dabei wichtig war, was mir diese Arbeit bedeutet.

1. Zuerst etwas zur Geschichte

Vor der ersten Tagung für «Frauen mit und ohne Migrationserfahrungen» von 1996 organisierte ich mit den Women of Black Heritage Tagungen für weisse und Schwarze Frauen und noch vor diesen Tagungen: Tagungen für Türkinnen, Kurdinnen, Schweizerinnen. Ich erwähne das, weil für mich alle diese Tagungen einen Zusammenhang haben – es war ein Prozess, der von der einen zur nächsten Tagung geführt hat.

Die erste dieser Tagungen für Türkinnen, Kurdinnen, Schweizerinnen von 1989 hatte den schlichten Titel «Frauensolidarität». Und so hiess dann auch die zweite Tagung von 1990. Der Titel zeigt deutlich, was die damalige Vorbereitungsgruppe und wohl vor allem auch mich sehr beschäftigt hat. Dazu lese ich aus den Programmtexten von 1989 und 1990:

«Die Tagung «Frauensolidarität» ist in gemeinsamer Arbeit von türkischen, kurdischen und schweizerischen Frauen erarbeitet worden. Unser Tagungsziel ist, uns gegenseitig besser kennen zu lernen, über Unterschiede und Gleichheiten zu spre-

chen, um damit einen Boden zur gegenseitigen Solidarität zu schaffen.» (1989)
«In gemeinsamer Arbeit haben türkische, kurdische und schweizerische Frauen diese Tagung vorbereitet. Es ist dies unsere zweite gemeinsame Tagung. Wir kennen uns immer noch viel zu wenig. Alles aber, was uns nicht vertraut ist, macht Angst, und es entstehen falsche Bilder voneinander.

Gleichzeitig leben wir in derselben patriarchalen Gesellschaft und haben als Frauen spezielle, zum Teil gleiche Probleme. Und doch: Sind wir auf gleiche Art «zu Frauen gemacht worden»? Oder gibt es dabei nicht viele Unterschiede, die auch das Leben jetzt bestimmen? Wie unterschiedlich erleben wir beispielsweise unseren Alltag, unsere Beziehungen? Was möchten die Schweizerinnen von den türkisch-kurdischen Frauen lernen, was die türkisch-kurdischen Frauen von den Schweizerinnen? Unser Tagungsziel ist, uns gegenseitig besser kennen zu lernen, über Unterschiede und Gleichheiten zu sprechen, um damit einen Boden zur gegenseitigen Solidarität zu schaffen». (1990)

Es ging also um den Wunsch, miteinander solidarisch zu sein, und darum, dass dies nicht ohne weiteres möglich war. Wir mussten überlegen, was Frauensolidarität überhaupt bedeutet, welches die Vorbedingungen sind, um davon sprechen zu können – ohne dass Frauensolidarität ein leeres oder ideologisches Wort ist.

Wir mussten prüfen, gibt es ein Netz des Möglichen – obwohl die einen, die Einheimischen, d.h. diejenigen, die zur Mehrheitsgesellschaft gehören, eine andere Ausgangsbasis haben, wenn es um Rechte, um Arbeitsstellen, um Positionen geht.

Um Unterschiede zu wissen und diese Unterschiede zu erkennen – das ist ganz grundlegend für die gemeinsame langjährige Arbeit. Diese Unterschiede nicht zudecken, sondern sie anzusehen, uns damit auseinander zu setzen, das war allerdings gar nicht leicht und manchmal auch schmerzhaft. Lieber wären wir möglichst schnell Schwestern, Freundinnen, Gleichgestellte geworden.

Es ging und geht aber nicht nur darum, sich z.B. rechtliche Unterschiede bewusst zu machen, obwohl das sehr wichtig ist. Wir mussten auch selber zu differenzieren lernen. Wir mussten die Bilder, die wir voneinander hatten/haben, hinterfragen.

Im Programmtext von 1993 «Begegnung mit Frauen Schwarzer Herkunft» schrieben wir: «Die schwarze Frau gibt es nicht.»...

(Zwischenbemerkung: Wir haben in unserer Zusammenarbeit auch immer wieder mit der Sprache gerungen, mit Definitionen. Wir setzten uns auseinander mit Zuschreibungen versus Selbstbezeichnungen. Beispiele: Schwarze Frau / Frau Schwarzer Herkunft; Diskussion um Migrantin / Einheimische, später Übergang zur Bezeichnung «Frauen mit und ohne Migrationserfahrungen».)

Die Zusammenarbeit war nicht leicht. Den Einleitungstext hat Marie-Noelle Kouoh (später: Koyo Kouoh) geschrieben, nämlich: «Letztes Jahr veranstalteten Schwarze und weisse Frauen die Tagung «Begegnung mit Frauen Schwarzer Herkunft». Wir

haben die Tagung gemeinsam erarbeitet. Aber im Plenum haben fast ausschliesslich Schwarze Frauen Beiträge gestaltet; sie haben sich in ihrer Vielfalt weissen Frauen gezeigt. Dieses Jahr fordern wir uns gleichgewichtiger: wir machen «Überlegungen in Schwarz und Weiss». Wir werden über die lustvolle und schwierige Zusammenarbeit diskutieren, heikle Punkte nicht übergehen, aber auch den Traum vom lebendigen Zusammensein weiterentwickeln. (...)

An dieser Tagung für alle interessierten Frauen wollen wir uns distanzieren von Faszination, Schuldgefühlen, Ohnmacht, Anschuldigungen, Gleichgültigkeit und Verachtung. Dies im vollen Bewusstsein unserer Unterschiede, die eigentlich dazu da sind, sich aneinander anzuknüpfen und somit eine gleichmässige und vielfältige Kette zu bilden». (1994)

In diesem Rückblick sehe ich, wie stark sich die damalige feministische Diskussion in den Programmen spiegelt und wie wir nach Neuorientierung gesucht haben. Dieser Prozess scheint mir auch jetzt noch wichtig zu sein, deshalb ist er mir auch in der heutigen Reflexion zentral: Frauen Schwarzer Herkunft, Frauen aus dem Süden, haben damals den sogenannten weissen Feminismus kritisiert: Sie warfen uns weissen mittelständischen Frauen vor, dass wir uns in den Mittelpunkt stellten, das Wissen über unsere Frauen-Erfahrungen für allgemein gültig hielten. Sie kritisierten die Vorherrschaft und Selbstverständlichkeit einer weissen, westlich-christlichen Sicht auf die Welt.

Sie kritisierten unseren Eurozentrismus. Wir sprachen damals z.T. von WIR FRAUEN und dachten, wir könnten wirklich über die Frauen der Welt sprechen.

Diese Vorwürfe galt es erst zu hören, zu überlegen, zuerst vielleicht zu sagen, «Dass ist nicht wahr!», dann aber doch zuzugeben, dass weisse Frauen, auch Feministinnen, wirklich primär sich, ihre Kultur, ihre Vorstellungen z.B. von Emanzipation, in den Mittelpunkt gestellt haben. Sie für die allgemein gültigen hielten.

Als wir (und mit mir meine ich die weissen Frauen, mit denen ich damals in verschiedenen Bündnissen zusammengearbeitet habe) die Kritik aufgenommen hatten und uns damit auseinander setzten, war es uns wichtig, mehr über die Unterschiede zwischen Frauen aus verschiedenen Kontinenten, Kontexten, verschiedener Herkunft zu wissen. Wir wollten die Unterschiede nicht mehr zudecken, sondern hatten den Wunsch, kreativ damit umzugehen.

Dieser Wunsch ist für mich geblieben, denn das Annehmen von Unterschieden hatte anregende wie schmerzhaft Seiten: Wir mussten uns mit unserem Weiss-Sein, unserer Zugehörigkeit zur weissen christlich-westlichen Dominanzkultur, mit unserer Teilhabe an Privilegien, auseinander setzen. Ich musste über die eigene begrenzte Sicht nachdenken. Ich musste mich auseinander setzen mit Überlegenheits- und Unterlegenheitsgefühlen, die mir und andern Frauen nicht fremd waren. Prägungen unserer Konditionierung lassen sich nicht leicht von heute auf morgen verändern.

2. Die Begegnung mit Audre Lorde

Grundlegend für diese Auseinandersetzung und damit für unsere Zusammenarbeit waren Impulse, die ich von Audre Lorde bekommen habe. Deshalb habe ich im Titel auch eine Zeile von ihr zitiert – ein Netz des Möglichen.

Die grosse afroamerikanische Dichterin Audre Lorde, die ich zweimal (1984 und 1988) zu Lesungen in die Paulus-Akademie einladen konnte, hat uns sehr herausgefordert. Kaum war sie da, hat sie Fragen wie folgende gestellt:

Wie steht es mit eurem Rassismus? Kennt ihr Schwarze Frauen? Wo sind sie? Warum arbeitet ihr über sie, nicht mit ihnen? Nehmt ihr mich wichtiger als meine Schwestern, die Schwarzen Frauen, die bei euch leben und arbeiten?

Für Audre Lorde war die Solidarität und Verbundenheit mit allen farbigen Frauen ein zentrales Anliegen. Sie hatte eine Vision von der weltweiten Verbundenheit aller Unterdrückten. Als weisse Frau konnte ich mich nicht ohne weiteres in dieses Netz der Verbundenheit miteinschliessen. Audre Lorde verlangte Genauigkeit, von sich und den andern. Sie misstraute dem Verwischen der Unterschiede, wollte keine bekenntnishafte Solidarität.

Sie forderte uns weisse Frauen auf, uns mit den Unterschieden zwischen schwarzen und weissen Frauen auseinander zu setzen. Nur wenn wir dazu bereit seien, und zwar in der konkreten Begegnung mit andersfarbigen Frauen, könnten wir auch nach Gemeinsamkeiten suchen.

Sie hat Schwarze und weisse Frauen angeregt, «über die Geschichte hinaus nach einer neuen und möglicheren Begegnung» zu suchen. Ich wünschte mir und wünsche mir, wir gäben diesem Vermächtnis – Audre Lorde ist 1992 gestorben – immer wieder Gestalt, immer dort, wo Frauen verschiedener Herkunft miteinander im gleichen Land, in der gleichen Gesellschaft leben.

Und ich glaube, wir haben in unserer Zusammenarbeit etwas davon realisiert (auch wenn diese Arbeit keineswegs abgeschlossen ist, sondern weitergeführt werden muss). Der Traum, den Audre Lorde in einer Gedichtstrophe formuliert hat, ist auch mein Traum, bleibt meine Vision, und ich möchte diesen Traum gern vorlesen (Ausschnitt aus einem Gedicht aus: Lichtflut, Orlanda Verlag, Berlin 1988, S. 90):

*Und ich träume dass wir zusammenkommen
Umschlungen getrieben
nicht nur von Liebe
sondern von Lust auf ein Morgen des Aufbaus
die Flüge dieser Reise
kartenlos ungewiss
und notwendig wie Wasser.*

3. Zehn Jahre Zusammenarbeit zwischen Frauen verschiedener Herkunft

Nun zu unserer konkreten Zusammenarbeit. Ich habe unsere Programme seit 1996 durchgeschaut und bin stolz auf unsere Arbeit.

Die Tagung von 1996 – ab jetzt ausgeweitet auf Frauen verschiedener Herkunft – hatte, zu meinem eigenen Erstaunen, nochmals das Wort Solidarität im Titel: «Ist Solidarität möglich zwischen Frauen verschiedener Herkunft?» – es war also immer noch eine Frage, ein Thema und nichts, was uns einfach in den Schoss gefallen ist.

In den folgenden Jahren sind die Themen konkreter geworden.

Ab 1997 kann ich thematisch zwei Gruppen unterscheiden:

1. Die Tagungsthemen befassen sich mit wichtigen migrationspolitischen Fragen.

Beispiele:

Eigenständiges Aufenthaltsrecht – ein Menschenrecht für Migrantinnen (1997)

Globalisierte Wirtschaft. Auswirkungen auf Migrantinnen und einheimische Frauen (1998)

Selbstverortung statt Fremdverortung. Tagung zu Transnationaler Identität (2000)

Arbeit und Ausbildung für Migrantinnen! Barrieren überwinden – nach Wegen suchen (2002)

102 Integration aus Frauensicht. Erfahrungen, Einschätzungen, Umsetzungen (2003)

2. Tagungsthemen, in denen es uns um Selbstbegründung und um Wünsche, Visionen ging und geht. Es war uns wichtig, das Eigene zu zeigen, die Ressourcen, die Fülle. Wir wollten dabei nicht primär von den Problemen, den zugeschriebenen Defiziten ausgehen, im Gegenteil, wir wollten die Stärken zeigen.

Beispiele:

Sichtbar werden und mitgestalten. Dialog zwischen Migrantinnen und einheimischen Frauen (1999)

Möglichkeiten von Empowerment (2001)

Ressourcen der Migrantinnen erkennen und Hürden abbauen (2004) und

Utopien von Frauen verschiedener Herkunft.

Wir haben viele Themen behandelt. Und mir wurde ganz warm ums Herz, als ich die vielen Namen las, die Namen der Frauen, die mit vorbereitet haben, der Frauen, die wir eingeladen haben. Ich habe gestaunt über die grosse Zahl der Fachfrauen, der Künstlerinnen, der Frauen mit wichtigen Funktionen in Institutionen, in der Politik, denen wir im Laufe der Jahre an diesen Tagungen begegnet sind.

Die Vorbereitungskreise waren nicht immer gleich zusammengesetzt, Frauen kamen und gingen. Einige Namen ziehen sich aber durch: Jael Bueno und Madeleine Marti waren immer dabei, andere wie Zeedah Meierhofer-Mangeli, Carmel Fröhlicher-Stines, Rosmarie Schmid, Dorette Gasser, Vroni Grütter, Delia Krieg, Ce-



Elif
aud dem Buch «global_kids.ch» – www.globalkids.ch

vahir Örnek, Karla Haering, Chitra Russo Chrysostom und viele weitere arbeiteten manche Jahre mit; neue Frauen kamen dazu. Es waren viele Frauen, eine gute Mischung zwischen langjährigen und neuen Mitarbeitenden. Ihnen allen meinen grossen Dank.

Unsere Zusammenarbeit war immer interessant – nicht immer leicht, manchmal auch schwierig.

- Schwierig war für mich persönlich, dass ich manchmal enttäuscht war, wenn statt acht Frauen nur drei an die Sitzung kamen (das hat den Arbeitsprozess erschwert).
- Schwierig war das unterschiedliche Umgehen mit der Zeit. Ich war manchmal ungeduldig, hatte das Tagungsdatum im Kopf, den Drucktermin etc., und wir kamen nicht vorwärts. Ich musste drängen, nachfragen etc.
- Doch das war nicht so gewichtig. Mehr betroffen hat mich manchmal, wenn ich nach einer Sitzung das Gefühl hatte, unsere Sprachen sind anders, unsere Begriffe unterschiedlich gefüllt. Haben wir uns wirklich verstanden? Haben wir es uns gesagt, wenn wir uns nicht verstanden haben oder anderer Meinung waren? Manchmal haben wir das wohl gescheut, habe ich das unterlassen, aus Angst, uns gegenseitig zu verletzen.

- 104 – Und noch tiefer: Wir stehen ja in einem Kontext, im Kontext der schweizerischen Ausländerpolitik, und die ist auch für mich als weisse Schweizerin nicht ermutigend. So kam ich mir manchmal wie in einem kleinen Schifflein im welligen Meer vor.

Wir haben unsere Vorstellungen, Wünsche, Forderungen. Wir haben unser Wissen voneinander vergrössert, unser Bewusstsein geschult – und doch, wie klein ist die politische Wirksamkeit! Vielleicht waren wir zu wenig laut, zu wenig konsequent, hätten wir uns manchmal mehr Öffentlichkeit verschaffen sollen!

Es sind Fragen, die hochkommen, es sind Fragen, denen ich immer wieder Widerstand entgegensetzen musste. Denn ich vertraue in kleine Schritte, Step by Step, ich sehe gar keine andere Möglichkeit, finde es wichtig, nicht aufzugeben.

Beim Nachdenken überwiegt jedoch keineswegs das Schwierige, es überwiegen die guten Erfahrungen, die wir miteinander gemacht haben:

- Wir haben viel voneinander gelernt.
- Und wir haben viel über uns selber gelernt. Gerade vielleicht wenn wir unsere Grenzen erfahren haben, haben wir Neues über uns selbst lernen können. In Adrienne Richs Worten: Wir haben mehr über uns selbst gelernt, «über den Platz, den ich besetze, den Körper, in dem ich lebe, die Bedeutung seiner Farbe in meinem Leben, die Orte, wo er mich hingebacht hat, und die Orte, zu denen er mich nicht gehen liess.»

Die Tagungen sind wirklich Gemeinschaftsarbeiten. Einige Punkte davon:

- Ich habe die Titel aufgezählt. Alle, die dabei waren, wissen, wir haben immer darum gerungen, manchmal lange gesucht.
- Und so war es auch mit den Themen. Kein Thema wurde von mir vorgegeben. Die Themen wurden immer in der Diskussion entwickelt. Und diese Diskussionen zogen sich oft über manche Sitzung hin.

Dieser Weg, das Festhalten am gemeinsamen Entwickeln, das ist für mich eine sehr wertvolle Erfahrung. Und ich hoffe auch für viele der Frauen, die im Laufe der Jahre dabei waren und an die Tagungen gekommen sind.

Unsere Zusammenarbeit empfinde ich als wertvollen Schatz. Es sind dabei auch Freundschaften entstanden – eine starke Verbindung hat sich entwickelt.

4. Femmage an diese Zusammenarbeit

Der Schlussteil meines Referates ist der Versuch einer Femmage an diese Zusammenarbeit, einer Würdigung unserer Verschiedenheiten. Ein Danken für diese gemeinsame Arbeit.

Ich musste es nicht jetzt neu formulieren, denn ich habe es im Paulus-Akademie-Jahresbericht 2002 versucht und möchte auszugsweise daraus vorlesen. Ich gab dem Bericht den Titel «Zum Beispiel Jocyn, Madeleine und Jael».

«Die Vorbereitungszeit mit einem Kreis von interessierten, oft betroffenen Frauen ist ein wesentlicher Teil der Bildungsarbeit. Zwar hat diese Arbeit ein Ziel, eine Tagung zu veranstalten, aber der Weg selber hat seinen eigenen Sinn: die Gruppe lernt gemeinsam im Austausch von Erfahrungen und Ideen. Es wird nach dem dringenden Thema gesucht, an der Umsetzung gearbeitet. Es finden in diesen Arbeitskreisen Begegnungen statt, es entstehen Freundschaften; Zusammenarbeit wird geübt und geht oft andernorts weiter.

Diese Arbeit braucht Geduld und Vertrauen in die Kräfte der Frauen, die sich zusammenfinden. Zwar bleibt mir als Tagungsleiterin eine besondere Funktion, ich kenne die Möglichkeiten der Paulus-Akademie, weiss um Termine, bin einem Rahmenprogramm verpflichtet. Aber abgesehen davon kann und konnte ich einen Freiraum offerieren, in dem die Beteiligten prozesshaft zusammenarbeiten können. Im Lauf der Jahre habe ich dadurch viele Frauen angeregt, ihre Ideen zu formulieren, Probleme anzupacken. Und das Gleiche gilt für mich, ich gehöre immer wieder zu den Lernenden.

Es ist nicht möglich, alle Frauen, mit denen ich letztes Jahr zusammengearbeitet habe, zu würdigen; ich greife deshalb drei heraus: Jocyn, Jael, Madeleine. Sie haben gemeinsam mit weiteren Frauen die Tagung «Arbeit und Ausbildung für Migrantinnen! Barrieren überwinden – nach Wegen suchen» vorbereitet. Ich möchte etwas von ihnen erzählen, sie damit Ihnen, den Leserinnen und Lesern des Jahresberichtes, vorstellen.

Eigenes Porträt

Renika John Rajeswaran

Meine Eltern sind in die Schweiz immigriert. Ich? Ich stamme aus dem asiatischen Raum, um genau zu sein: aus Sri Lanka. Bis zu dem Zeitpunkt, als meine Eltern in der Schweiz ein neues Zuhause fanden, kannten sie keine anderen Länder, Sitten oder Kulturen. «Die Schweiz war eine völlig neue, fremde und interessante Welt», erzählt meine Mutter hin und wieder rückblickend.

Seit 17 Jahren nun lebe ich hier in der Schweiz. Bis vor kurzem kannte ich Sri Lanka nur aus Zeitschriften, dem Fernsehen oder den lebendigen Erzählungen meiner Mutter. Letztes Jahr dann nutzten wir die Gunst der Stunde und reisten nach Sri Lanka. Es war eine bewegende Reise, die mir die Selbstverständlichkeiten, die wir in der Schweiz geniessen, erst richtig zum Bewusstsein brachte. Beispielsweise eine kleine Flasche Wasser kaufen und trinken, das ist in Sri Lanka für ärmere Menschen nicht vorstellbar. Für sie ist es Alltag, am Brunnen Wasser zu schöpfen. «Na, was sagst du zu deiner Heimat? Gefällt es dir hier?», fragte mich ein Bewohner unseres Dorfes. Meine Heimat? Was ist meine Heimat? Die Schweiz, in der meine Freundinnen und Freunde leben und in der ich 17 Jahre lang aufgewachsen bin? Oder Sri Lanka, mein Geburtsort? Die Antwort wäre gespalten. Denn hier und dort gibt es viele Dinge, die ich mag, aber auch Dinge, die ich eher weniger mag. Die Denkweise der Tamilen ist mehrheitlich noch sehr konservativ. Die tamilischen Eltern, die hier in der Schweiz leben, haben es oft schwer, da sie selbst streng erzogen wurden und auch nichts anderes kennen. Deshalb entstehen viele Vorurteile, die Anlass geben für Auseinandersetzungen mit den Kindern. Ich habe aber grosses Glück mit meiner Mutter. Sie ist sehr offen und lässt mit sich diskutieren. Reden, für mich ein zentrales Stichwort, findet in tamilischen Familien selten statt. Auch

Jocyn Manzanilla arbeitet seit einigen Jahren bei der Vorbereitung der Tagungen für «Frauen mit und ohne Migrationserfahrungen» mit. Sie hat Migrationserfahrungen, kommt aus den Philippinen, wo ihre Familie lebt. Neben ihrer Arbeit als allein erziehende Mutter und als Ergotherapeutin engagiert sie sich für Migrantinnen aus den Philippinen. In unsere Gruppe bringt sie ihre Erfahrungen ein, z.B. wie sie sich um das schweizerische Bürgerrecht bemüht hat, die Erfahrungen ihrer interkulturellen Beratungen, die Erfahrungen an ihrem Arbeitsort, einer Klinik. Trotz vielfacher Belastungen verbreitet Jocyn in der Gruppe eine Atmosphäre der Herzlichkeit und Lebensfreude. Ihre Vorschläge sind manchmal leise, aber wenn sie an der Tagung ein Votum übernimmt, dann scheinen ihre Qualitäten mit den Anwesenden zu kommunizieren und ihr feiner Humor hell auf.

Die Mitarbeit von Jael Bueno ist anders gefärbt. Sie macht es der Gruppe nicht immer leicht, fordert sie heraus. Jael, geprägt von radikaler Arbeit in der Frauenbewegung in ihrem Herkunftsland Bolivien, ist sehr kämpferisch. Sie hat manchmal mitten in einem Arbeitsprozess eine neue Tagungsidee und lässt sich nicht leicht von ihren Vorschlägen abbringen. Das kann sehr kreativ sein. Jael hat Soziologie studiert; hat «Nosotras – Wir Frauen» aufgebaut und war 10 Jahre Koordinatorin. Sie arbeitet neben der Familienarbeit als Berufsberaterin für junge Migrantinnen in Bern. Jaels Mut, aber auch ihr fundiertes Wissen sind unverzichtbar in der Vorbereitungsarbeit.

Madeleine Marti, eine langjährige Mitarbeiterin und Freundin, engagiert sich nicht nur bei migrationspolitischen Tagungen, sondern hat mich zu vielen frauenspezifischen und literarischen Veranstaltungen angeregt. Sie studierte Germanistik und arbeitet als Erwachsenenbildnerin. Ihre Erfahrungen mit den verschiedensten Frauengruppen wirken sich in unserem Vorbereitungsteam fruchtbar aus. Besonders wohltuend ist ihre Fähigkeit, andere zu unterstützen, ermutigende Sätze genau dann zu sagen, wenn eine Frau sie nötig hat. Madeleine kann Klarheit in eine Diskussion bringen. Sie ist eine gute ZuhörerIn, büschelt Ideen und sieht oft keine Hindernisse, wenn sie sich aufzutürmen scheinen. Ihre Haltung stärkt: Probieren wir es aus, wir schaffen das schon zusammen! Und Madeleine hat Recht, wir schaffen es meistens.

Die Erfahrung von Solidarität von und mit solchen Frauen ist die Grundlage meiner Arbeit. Mir bleibt, danke zu sagen». So weit der Ausschnitt aus jenem Jahresbericht – so weit mein Referat heute. Ich danke euch fürs Zuhören, ich danke euch für die Zusammenarbeit.

1 Referat der Tagung «Utopien von Frauen verschiedener Herkunft» vom 27.08.05 in der Paulus-Akademie Zürich

ist es ein ungeschriebenes Gesetz, dass der Mann in der Familie das Sagen hat. Eine Frau kommt fast immer erst an zweiter Stelle. Dies ist eine Feststellung, ich will damit nicht über andere ein negatives Urteil fällen. Glücklicherweise ändert sich das in den tamilischen Familien, die in der Schweiz leben. Trotzdem, wenn man als Mann zur Welt kommt, hat man es leichter. Es gibt Situationen, die lassen mich alle die Wände hochgehen. Denn manche älteren Väter legen ein in die Schranken weisendes, überbeschützendes, ja fast machohaftes Verhalten an den Tag, so dass man sich fragt, ob es aus echter Sorge oder eher aus Angst ist, ansonsten von der eignen Familie nicht mehr respektiert zu werden. Die Väter müssen aber auch dem Druck der tamilischen Gesellschaft standhalten, was vielleicht auch für sie selbst ein Problem ist.

Es gibt aber auch Traditionen, Bräuche und Selbstverständlichkeiten, mit denen ich aufgewachsen bin und auf die ich nicht verzichten will. Der Kontakt zur Familie wird in den tamilischen Familien sehr gepflegt. Eine Beerdigung beispielsweise, die feiert man sehr zeremoniell, und der Beistand ist aussergewöhnlich. Die Freundlichkeit oder ein typisch asiatisches Lächeln, ja, das sind Dinge, die ich meinen Kindern weitergeben möchte. Es gibt Pros und Kontras, die ich mit auf meinen Weg nehme. Ich glaube, es ist für mich als Secunda eine Chance, in zwei Kulturen zu leben und versuchen zu können, das zu ändern, was meiner Meinung nach korrigiert werden muss. Denn für meine – feministisch geprägten – Überzeugungen bin ich auch bereit, Risiken einzugehen.

108

Porträt: Arbnora

Myrsini Arvanitis

Im Oktober 2004 machte Myrsini Arvanitis im Rahmen ihrer Maturarbeit (neusprachliches Gymnasium, Kantonsschule Zürich Birch) ein Interview mit Arbnora, einer der beiden jungen Frauen aus dem Dokumentarfilm «Die Brücke von Mitrovica» des Lehrers Christian Labhardt aus Wetzikon. Myrsini ist Zürcherin, hat aber über ihre Eltern einen Migrationshintergrund. Ihre Interviewpartnerin Arbnora dagegen ist in Kosova geboren und aufgewachsen und erst als Jugendliche nach Winterthur migriert. Heute lebt sie in Biel, ist verheiratet und hat eine kleine Tochter. Das Interview wurde für die Maturarbeit zu einem Porträt verarbeitet.

109

1982 wurde Arbnora als zweitältestes Kind in Mitrovica geboren. Sie wuchs mit ihren zwei Brüdern und ihren Eltern dort auf. Als Arbnora sieben Jahre alt war, migrierte ihr Vater zusammen mit ihrem Onkel in die Schweiz. In Kosova übte ihr Vater den Beruf eines Mathematiklehrers aus, ihre Mutter war ebenfalls Mathematiklehrerin. Da ihr Vater nicht Deutsch sprach, konnte er nur in der Bauwirtschaft eine Stelle finden. Im Jahre 1995 folgten Arbnoras Mutter und die drei Geschwister dem Vater in die Schweiz, denn die Situation in Kosova wurde immer schlimmer und die Familie wollte wieder mit dem Vater zusammenleben. Sie zogen nach Winterthur, wo Arbnora bis vor zwei Jahren noch lebte, bevor sie nach Biel zügelte. In der Zeit, als Arbnora nach Winterthur migrierte, folgten auch viele Frauen aus der Verwandtschaft mit den Kindern ihren Männern in die Schweiz. Daher kommt es, dass Arbnora viele Verwandte in Winterthur hat. Bis sie durch einen Unfall arbeitsunfähig wurde, gab ihre Mutter heimatliche Sprach- und Kulturkurse für albanische Kinder.

Als Arbnora mit dreizehn Jahren in die Schweiz kam, besuchte sie für drei Monate einen Intensivkurs für Deutsch. Nach den drei Monaten wechselte sie direkt in die zweite Klasse der Sekundarschule über. Ihr Schulhaus befand sich etwas ausserhalb der Stadt Winterthur, weshalb es dort nur wenige ausländische Jugendliche gab. Arbnora und ein anderes Mädchen aus ihrer Klasse waren die einzigen albanischen Jugendlichen im ganzen Schulhaus. Die beiden jungen Mädchen wurden von ihren Mitschülern und Mitschülerinnen scharf beobachtet. Wenn zum Beispiel Arbnora Lust hatte, sich auf den Boden zu setzen, tuschelten die anderen Jugendlichen über sie: «Schau mal, die Albaner setzen sich auf den Boden.» Was auch die beiden Mädchen unternahmen, wurde sofort pauschalisiert und auf alle albanischstämmigen Menschen projiziert. Das störte natürlich Arbnora sehr. Das war mit ein Grund, warum sie wenige Freundschaften zu anderen Jugendlichen in ihrer Klasse pflegte. Sie wurde oft ausgelacht, wenn sie sich nicht korrekt auf Deutsch ausdrückte. Arbnora versuchte, diese «Hänseleien» mit Humor zu nehmen. Sie reagierte darauf mit den Worten: «Ich kann immer noch mehr und besser Deutsch als ihr Albanisch!» Trotz des Gelächters und der Sprüche, die sie sich anhören musste, hörte sie nie auf, sich im Unterricht zu melden und ihre eigene Meinung zu vertreten. Aus Trotz bemühte sie sich noch mehr, die Sprache fehlerfrei zu beherrschen. Arbnoras Fleiss blieb auch nicht unbelohnt, sie bekam gute Noten, was sie weiter anspornte, noch mehr zu lernen. Arbnora und ihre Kollegin fühlten sich reifer als die anderen Jugendlichen in der Klasse, was sie auf ihre andersartigen Erlebnisse zurückführten. Arbnora wuchs mit den Sorgen der Erwachsenen auf und machte sich reichlich Gedanken über ihre Umgebung, während sie das Gefühl hatte, dass ihre Mitschüler und Mitschülerinnen sich nur um Ausgang und Spass kümmerten.

In der dritten Klasse wurden sie kaum von ihren LehrerInnen bei der Lehrstellensuche unterstützt. Ihre Lehrerin schlug ihr und ihrer Kollegin vor, einen «Job» zu suchen, aber nicht eine Lehre anzustreben. Sie war bei der Lehrstellensuche auf sich allein gestellt und musste über 150 Bewerbungen schreiben, bis sie endlich eine KV-Lehre in einem Anwaltsbüro beginnen konnte. Die lange Suchzeit überbrückte sie mit dem zehnten Schuljahr. Beim Lehrstellensuchen wurde ihr zum ersten Mal bewusst, dass Leute ihr gegenüber Vorurteile allein wegen ihrer kosovarischen Herkunft hegten. Bei Absagen wurde ihr aber nie offen gesagt: «Wir wollen Sie nicht, weil Sie eine Kosova-Albanerin sind.» Die Betriebe teilten ihr jeweils einfach nur mit, dass die Stelle schon besetzt sei. Ihre Schweizer MitschülerInnen bekamen zum Teil schon nach drei bis fünf Bewerbungen eine Lehrstelle, obwohl sie keine besseren Noten als Arbnora aufweisen konnten.

Arbnora betont, dass der Einstieg in eine gute Ausbildung für sie sehr wichtig war. Denn nach Abschluss ihrer Lehre traf sie bei der Stellensuche auf keine Schwierigkeiten mehr wegen ihrer Herkunft. Zudem hatte sie das Glück gehabt, ihre Lehre

in einem angesehenen Anwaltsbüro absolvieren zu können. Bei der Arbeitssuche stiess sie nicht auf Vorurteile, sondern einfach auf die üblichen Probleme, die auch SchweizerInnen beim Stellensuchen zurzeit haben, nämlich den Mangel an Arbeitsplätzen.

Heute arbeitet Arbnora in Bern in einem Anwaltsbüro. Sie hat parallel dazu mit der Maturitätsausbildung für Erwachsene angefangen. Zuvor hatte sie die Berufsmatur begonnen, die sie dann aber wieder abgebrochen hatte, als sie erfuhr, dass sie mit diesem Abschluss nicht Rechtswissenschaften studieren kann. Nach drei Semestern hat sie die Maturausbildung unterbrochen, weil sie ihre Tochter Luana bekam. Nach einem Jahr Auszeit möchte sie wieder einsteigen und die vier restlichen Semester absolvieren. Danach möchte sie Jus studieren, um ihren Wunsch, Anwältin zu werden, endlich verwirklichen zu können.

Da Arbnora ihre Ausbildung in der Deutschschweiz gemacht hatte, ihr Mann aber in der Französisch sprechenden Schweiz, suchten sie eine Stadt, in der beide Sprachen gesprochen werden. Arbnora fühlt sich wohl in der Schweiz. Sie trägt ihre kosovo-albanische Kultur in sich und hat kein Problem, gleichzeitig auch mit der Schweizer Kultur umzugehen. Sie kann gut mit beiden Kulturen leben. Auf meine Frage, wo sie sich zu Hause fühlt, antwortet sie mir: «In Winterthur.» Denn dort kennt sie viele Leute. Mit einem Lächeln fügt sie hinzu: «Die Leute dort sprechen den gleichen Dialekt wie ich.» Als sie Kosova verlassen musste, wurde ihr erst bewusst, wie lieb ihr ihre Heimat war. Das Gleiche geschah wieder, als sie Winterthur verliess. Heute hat sie manchmal Heimweh nach Winterthur. Wieder in ihrer alten Heimat Kosova zu leben könnte sie sich aber nicht vorstellen. Vieles hat sich dort verändert, viele Leute, die sie kannte, sind geflüchtet oder umgezogen. Arbnora müsste ihr Leben wieder ganz von neuem beginnen, wenn sie sich entscheiden würde, dorthin zurückzugehen. Wenn sie in den Ferien nach Kosova geht und alte Freundinnen trifft, ist es nicht mehr dasselbe wie damals, als sie dreizehn Jahre alt war. Es liegt viel zwischen ihnen, denn beide Seiten – ihre alten Freundinnen und sie – haben eine eigene persönliche Entwicklung durchgemacht und finden nicht an denselben Gesprächsstoffen Interesse. Arbnora liebt es aber, für Anlässe wie Hochzeiten oder sonstige Feste nach Kosova zu fahren.

Kontakte pflegt Arbnora zurzeit vor allem zu SchweizerInnen, aber auch zu Leuten anderer Nationalität. Als sie noch in Winterthur lebte, hatte sie viel mehr Kontakte zu AlbanerInnen, weil viele Verwandte in derselben Stadt wohnten. In der Sekundarschule hatte sie eine gute albanische Kollegin. Im zehnten Schuljahr knüpfte sie Kontakte zu Jugendlichen Nationalität, unter anderem auch zu einer Serbin, mit der sie auch noch nach der Schule in Kontakt blieb. In Biel, wo sie heute lebt, kennt sie keine Kosova-AlbanerInnen. Sie will nicht einem «Albaner-Clan» angehören, sie hat auch nicht viel Zeit neben der Arbeit, um Kontakte mit AlbanerInnen zu

pflügen. Auf meine Frage, wie ihrer Meinung nach Vorurteile entstehen, antwortet sie mir, dass es daran liege, dass wenige Kontakte zwischen SchweizerInnen und AlbanerInnen existierten. Sie konnte beobachten, dass SchweizerInnen, die Kontakte zu AlbanerInnen pflegen, anders denken als SchweizerInnen, die AlbanerInnen gar nicht kennen. Die Medien tragen auch zur Verbreitung der Vorurteile bei. Sie vermitteln das Gefühl, dass alle Albaner Kriminelle seien. Wenn zum Beispiel ein Albaner einen Diebstahl begeht, steht sofort in der Zeitung: «Albaner beging Diebstahl.» Wenn es sich aber um einen Schweizer Delinquenten handelt, wird die Nationalität nicht erwähnt. Arbnora will aber nicht allein den Medien die Schuld geben, denn es braucht auch einen «Abnehmer», der das «Zeug» liest und keine eigenen differenzierten Gedanken formen kann. Die Kosova-AlbanerInnen, die gut integriert sind und ihrer Arbeit nachgehen, fallen nicht auf. Aber über diese Gruppe wird nicht berichtet. Ein Problem sei auch die soziale Isolation der KosovarInnen, die durch die Ablehnung der Schweizer Bevölkerung entstand. Die Kosova-AlbanerInnen reagieren auf die Ablehnung, indem sie sich zurückziehen. Dadurch wird der Kontakt zwischen SchweizerInnen und Kosova-AlbanerInnen zusätzlich erschwert, was wieder zu noch mehr Vorurteilen führt. Arbnora tut solche Leute Leid, die solche Vorurteile haben. Weder Wut noch Trauer empfindet sie für sie, sondern einfach Mitleid über ihr Unwissen und ihre Ignoranz. Sie selbst versucht, ruhig zu bleiben, wenn sie mit solchen Vorurteilen verbal konfrontiert wird. Gleichzeitig will sie aber doch reagieren, um zu zeigen, dass solche Vorurteile falsch sind.

Als sie eine Jugendliche war, kam es in der Familie zu Generationenkonflikten, wie es sie auch in Schweizer Familien gibt, die aber nicht unbedingt kulturbedingt waren. Mit ihrem Vater konnte Arbnora gut diskutieren und ihre Anliegen vorbringen. Ihr Vater, der lange getrennt von der Familie gelebt hatte, wollte seinen Kindern unter anderem dadurch näher kommen, dass er ihnen mehr Bewegungsfreiheit gewährte. Wenn Arbnora etwas wollte, z.B. mit Kolleginnen in den Ausgang gehen, brauchte sie nur die «schlagenden Argumente» vorzubringen, um sich bei ihrem Vater durchzusetzen. Die Mutter war in dieser Hinsicht nicht so kompromissbereit und liess die Kinder auch nicht ausreden, so wie der Vater. Als sie die ersten Male mit ihren Kolleginnen eine Disco besuchte, war mit dem Vater vereinbart worden, dass er sie nach dem Ausgang abholen kam. Das hat Arbnora nicht als Störung, auch nicht als Kontrolle empfunden. Im Gegenteil, sie sah es als «Service» des Vaters an. Mit der Zeit erlaubten ihr die Eltern, auch allein vom Ausgang nach Hause zu kommen. Arbnora hatte die gleichen Rechte wie ihre beiden Brüder. Verschmitzt sagt sie, sie sei eben Vaters Liebling gewesen und sei so immer zu ihren Rechten gekommen. Nachdenklich fügt sie hinzu, dass sie nicht wisse, wie es gewesen wäre, wenn nur ihre Mutter für die Erziehung zuständig gewesen wäre. In ihrer Verwandtschaft beobachtete sie, wie Frauen von ihren Vätern, Brüdern oder Männern ungerecht

behandelt wurden und dies einfach als Schicksal hinnahmen. Diese demütige Haltung gewisser Frauen in ihrer Verwandtschaft nervte sie sehr. Es machte sie wütend, dass diese Mädchen und jungen Frauen diese Ungerechtigkeit als normal und natürlich auffassten und sich nicht dagegen wehrten. Wenn Arbnora das Gespräch mit diesen Frauen suchte, um sie zu ermuntern, doch für ihre Rechte zu kämpfen, wurde sie oft mit der Aussage konfrontiert, ihre Familie sei halt anders als diejenige von Arbnora. Dies stimmte zwar teilweise, Arbnora musste sich aber auch für ihre Rechte einsetzen, es wurde ihr nicht von Anfang an alles erlaubt. Diese Frauen aber hätten gar nicht versucht, sich gegen die unfaire Behandlung seitens ihrer Familie zu wehren. Sie versuchten dennoch, alles Verbotene (z.B. den Ausgang mit anderen Jugendlichen, das Rauchen etc.) im Geheimen nachzuholen. Das wieder verstärkte das Misstrauen der Männer der Familie, die mit noch mehr Repression und Einschränkungen reagierten. Arbnora kann zwar gut verstehen, was diese Frauen zu ihren Lügen und Verheimlichungen veranlasste. Aber ihrer Meinung nach müsste man solche Konflikte mit offenen, ehrlichen Diskussionen zu lösen versuchen.

Arbnora lebte während des Kosova-Krieges in der Schweiz. Es war sehr schlimm für sie, denn sie wollte ihren Leuten in dieser schrecklichen Phase des Krieges beistehen und helfen. Sie fühlte sich als Verräterin, weil sie nicht für ihre Leute da sein konnte. Sie fühlte sich ohnmächtig gegenüber dieser Macht, die ihr Volk vertreiben und vernichten wollte. Jeden Tag verfolgte sie die Nachrichten. Ihre Familie in der Schweiz musste keine Verwandten aufnehmen, denn die meisten flüchteten nach Albanien und kehrten kurz nach Kriegsende wieder in den Kosova zurück. Unmittelbar nach Kriegsende reiste Arbnora nach Kosova. Sie fand die Menschen verändert, sie standen unter Schock. Wohin sie auch ging, man sah die frischen Spuren des Krieges. Einige von Arbnoras Kolleginnen wurden während des Krieges missbraucht und vergewaltigt. Arbnora traf sie ganz verändert an, innerlich wie auch äusserlich.

Arbnora wünscht sich, dass Kosova als unabhängiger Staat international anerkannt wird. Viele Menschen haben ihre Nächsten im Krieg verloren. Wenn sie jetzt einen eigenen Staat erhalten würden, bekämen sie wenigstens ein bisschen das Gefühl, dass all das Leid nicht umsonst gewesen ist. Sie hätten dann keine Angst mehr, dass die serbische Armee zurückkehren wird. Auch die Serben und Serbinnen in Kosova müssten dann nicht mehr Angst vor den Racheaktionen der albanischen Bevölkerung haben.

Ihre persönliche Zukunft zusammen mit ihrem Mann und ihrer Tochter stellt sich Arbnora in der Schweiz vor. Sie möchte später vielleicht noch ein zweites Kind haben. Beruflich wird sie auf jeden Fall weiterhin erwerbstätig bleiben. Nach der «Babypause» möchte sie die Erwachsenenmatur abschliessen. Anschliessend wird sie Jus studieren, um ihren Wunsch, Anwältin zu sein, erfüllen zu können.

Zwei Porträts: Francesca und Antonella

Rosanna Ambrosi

114

In ihrem zweisprachig erschienenen Buch «Tra due culture» / «Zwischen zwei Kulturen» lässt Rosanna Ambrosi acht in der Schweiz lebende Italienerinnen zu Wort kommen. Francesca und Antonella, zwei dieser Frauen, deren Erzählungen über ihre Erfahrungen wir hier in gekürzter Fassung wiedergeben, blicken, inzwischen längst erwachsen, auf ihre Jugend- und Ausbildungsjahre zurück. Ihre Geschichte zeugt trotz relativ erfolgreichem Ausgang von Widersprüchen und von Konflikten der zweiten Generation italienischer Migrantinnen in der Schweiz. Beide Frauen sind 1959 in der Schweiz geboren, Francescas Eltern sind aus politischen Gründen aus der Emilia Romagna in die Schweiz ausgewandert. Der Vater war Kommunist und im Krieg Partisan gewesen. In der Schweiz arbeitete er als Automechaniker, die Mutter war Hausfrau. Antonellas Eltern stammen aus der Provinz Belluno. Die Mutter begann mit 18 Jahren als Dienstmädchen in Flüelen zu arbeiten, der Vater, Gipser von Beruf, war bereits mehr oder weniger in der Innerschweiz aufgewachsen.

Francesca und die Sozialarbeit

Die ersten Schuljahre sind entschieden hart gewesen und die LehrerInnen wenig verständnisvoll. Ich riskierte, in die Oberschule gehen zu müssen. Doch dann habe ich in der sechsten Klasse einen Lehrer gefunden, der mir sehr Mut gemacht hat und so habe ich in die Sekundar wechseln können. Die Schweizer LehrerInnen haben im Allgemeinen eine sehr auf die Mittelschicht orientierte Mentalität. Sie verstehen und versetzen sich nicht in die Lage der Kinder der AuswandererInnen. In unserer Schule waren wir die einzigen Italienerinnen. Es herrschte damals die Tendenz, die eingewanderten Kinder auf die verschiedenen Schulen zu verteilen. Das sind für

mich die leidvollsten Jahre gewesen. Wir waren in der Schule mit Kindern von Doktoren, Rechtsanwälten, Freiberuflern und wir fühlten uns sehr alleine und nicht akzeptiert. Oft hänselten sie uns, das klassische «Tschingg». Dort in S. war es nicht wie in Zürich, wo es viele AusländerInnen gibt, die sich untereinander helfen können. Die Tatsache, zu zweit zu sein, half uns überhaupt nicht. Wir waren sehr scheu und vor allem wurden wir dazu erzogen, unterwürfig zu sein.

Wir dachten immer daran, nach Italien zurückzukehren, und deshalb arbeiteten meine Eltern sehr viel für das berühmte Haus in der Heimat. Jetzt steht das Haus, aber es ist leer und sie sind nie zurückgegangen. Von den beiden ist es mein Vater, der mehr mit Italien verbunden ist, der oft runterfährt und zurückkehren möchte. Aber meine Mutter mag nicht. Sie hat keine Lust in einem kleinen Dorf zu leben. In Italien, auch im Norden, werden die Frauen zu stark kontrolliert und sie will mit Recht frei sein. (...)

Nach der Sechsten haben wir also in die Sekundarschule gewechselt. (...) Auch in der Sekundarschule waren meine Schwester und ich zusammen. Auch dort sind die ersten zwei Jahre hart gewesen. Ich hatte den Eindruck, dass der Lehrer die anderen Jugendlichen bevorzugte, weil sie aus einer höheren Gesellschaftsschicht kamen. In der Dritten hingegen haben wir wieder einen tollen Lehrer gehabt, der uns sehr geholfen und uns angeregt hat, ins Gymnasium zu wechseln. Leider hat die Mama nicht gewollt, nach der alten Einstellung: «Für was wollt ihr denn ans Gymnasium gehen, danach habt ihr nichts in der Hand. Macht stattdessen eine Lehre, dann habt ihr wenigstens einen Beruf.» Papa hingegen hätte gewollt. Er unterstützte uns in diesem Sinne, aber am Ende haben wir die Prüfung nicht gemacht. Wir begriffen, dass die Mama abgeneigter war, da sie die anstrengendere Arbeit leistete. (...)

Die Jahre der Diplommittelschule sind angenehme Jahre gewesen. Wir waren alles Mädchen, hatten keine Probleme, ausser dass wir auch dort die einzigen Italienerinnen waren. Wir waren immer alleine, auch auf der Strasse. Für uns war alles anders, die Sprache, die Kultur, die Art uns zu kleiden, die Berufe der Eltern. Ich erinnere mich an das erste Mal, als ich ein Birchermüesli ass, ich empfand es als eine sehr komische Sache! Bei uns zu Hause ass man auf die italienische Art, mit erstem und zweitem Gang, in den Schweizer Familien nicht. Wir verkehrten nur mit ItalienerInnen, wie auch meine Eltern. Damals gab es keine interkulturellen Feste, wie es sie heute oft in Zürich gibt. Nach der Schule kehrten wir sofort nach Hause zurück, es gab überhaupt keinen Kontakt mit den Schweizer Kindern. (...) Am Ende dieser Schule haben wir, meine Schwester und ich, uns getrennt. Sie hat die Schule für Physiotherapie begonnen, ich habe beschlossen für eine Weile nach England zu gehen. Meine Eltern waren überhaupt nicht einverstanden, aber ich bin trotzdem mit zwei dicken Reisekoffern verreis. (...) Mein Vater war sehr autoritär; als wir klein waren, schlug er uns oft. Auch daran spürte ich unsere Andersartigkeit gegenüber

115

den SchweizerInnen. Aber die Unterschiede zeigten sich auch in anderen Angelegenheiten: Die anderen Mädchen der Diplommittelschule gingen fast alle mit der Familie in den Sportferien Ski fahren. Wir waren die Einzigen, die nicht hingingen, weil kein Geld da war. Ferien und Ausrüstung für zwei Töchter zu bezahlen, wäre für meine Familie unmöglich gewesen. Die Unterschiede merkte man auch bei den Kleidern und vor allem bei den Freizeitbeschäftigungen. Einige unserer Schulkolleginnen gingen reiten, spielten ein Musikinstrument, lauter für uns unerreichbare Beschäftigungen. Auch das Verhalten unserer und ihrer Eltern gegenüber den LehrerInnen war sehr verschieden: die Ihren sprachen Deutsch, konnten ihre Kinder verteidigen, waren bei den LehrerInnen willkommen, die Unseren hingegen nicht. Damals bildeten sich die ersten Elternkomitees, aber das hat meinen Eltern nicht sehr viel geholfen, weil mein Vater, kaum in der Schweiz angekommen, aufgehört hatte, sich politisch zu engagieren. (...)

Bei meiner Rückkehr aus England habe ich mich an der Kantonalen Maturitätsschule für Erwachsene angemeldet. (...) Nach der Maturität bin ich nach Zürich gezogen und haben beschlossen mich an der Universität anzumelden, an der Fakultät für romanische Sprachen. (...) Ich habe etwa die Hälfte des Studiums bis zur sogenannten Eintrittsprüfung gemacht und dann aufgegeben. Es interessierte mich nicht genug, es gefiel mir nicht. Ich habe mich sofort in der Schule für soziale Arbeit angemeldet, welche ich sehr gerne und mit viel weniger Mühe besucht habe als die KME oder das Gymnasium. Bloss die finanzielle Seite war ein Desaster, ich bekam kleine Stipendien und arbeitete immer während den Ferien. Ich habe Darlehen aufgenommen, die ich dann zurückzahlen musste. Seit ich zwanzig war, hab ich nicht mehr gewollt, dass mir meine Eltern helfen, für sie wäre es ein Opfer gewesen, und das wollte ich unter keinen Umständen. Die Schule für soziale Arbeit dauert drei Jahre. Mich interessierten vor allem Fächer wie Soziologie. Durch den Soziologieunterricht habe ich besser verstanden, warum Jugendliche, die aus den niederen sozialen Schichten stammen, mehr Mühe haben, höhere Schulen zu besuchen. Ich habe verstanden, dass die Schule eigentlich die Gesellschaft genau widerspiegelt und hilft, die schon bestehenden Schichtunterschiede zu festigen. Diese Erkenntnis hilft mir heute bei meiner Arbeit, die emigrierten italienischen Eltern zu ermutigen, ihre Kinder mehr zu verteidigen, die Entscheidungen der Lehrer oder der Schulbehörden nicht ohne Widerspruch anzunehmen. Ich versuche zum Beispiel immer, die Eltern zu überreden, die Entscheidung des Lehrers, den Sohn oder die Tochter in die Oberschule zu schicken, nicht zu akzeptieren, sondern Rekurs einzulegen, eventuell ein Jahr wiederholen zu lassen und zu versuchen, ihr Kind wenigstens in die Realschule zu schicken. Ich weiss aus eigener Erfahrung, wie wichtig es ist, jemanden zu haben, der an dich glaubt und der dich unterstützt. Bei meiner Arbeit habe ich sehr viel mit ausländischen Familien zu tun, mit jugoslawischen, türkischen,

südamerikanischen, spanischen, italienischen. Alle haben Schulprobleme, absolut alle. Manchmal kommen diese Familien zu mir ins Büro, manchmal bin ich es, die zu ihnen geht. Mit einer Gruppe von geschiedenen Frauen zum Beispiel treffen wir uns immer am Sonntag. Wir haben auch einen Kinderhort für die ausländischen Kinder organisiert. Zum Teil gehe ich sie suchen, zum Teil kommen sie. Sie wissen, dass ich Italienisch und Spanisch kann, also kommen sie von selbst. Mein Büro ist Teil einer öffentlichen Institution. Manchmal denke ich, dass meine Schweizer Vorgesetzten die Probleme der Ausländer nicht sehr gut verstehen. Ich habe auch ausserhalb der offiziellen Institution ein Büro. Die Leute kommen lieber in dieses Büro, wo sie nicht sofort im Computer registriert werden, wie das im offiziellen geschieht. Für den Kinderhort erledige ich die ganze Organisationsarbeit, mache Werbung um Kinder zu finden, versuche die Eltern dazu zu bringen, sie zu schicken. Viele Eltern haben Angst zu rebellieren, sich der Meinung der Lehrer zu widersetzen. (...)

Seit ein paar Jahren bin ich auch in einer gemischten Kommission von AusländerInnen und SchweizerInnen. Aber es ist nur eine konsultative Kommission, die dem Gemeinderat der Stadt Vorschläge machen kann, um die Situation oder die Integration der BürgerInnen mit anderem Pass zu verbessern. So würden wir gerne genannt werden: Zürcher BürgerInnen mit einem anderen Pass. Diese Kommission ist für mich am Anfang aber ein richtiger Schock gewesen. Innerhalb der Kommission gibt es Personen, die dreissig, vielleicht vierzig Jahre zurückgeblieben zu sein scheinen. Sie erschrecken immer noch beim Gedanken, dass die AusländerInnen das Stimmrecht auf Gemeindeebene erlangen könnten.

Mit meinem Leben bin ich sehr zufrieden. Ich glaube wirklich, alles richtig gemacht zu haben. Meine Eltern, besonders mein Vater, sind sehr stolz, dass ich all diese zusätzlichen Ausbildungen gemacht habe. (...) Am Anfang waren meine Eltern ein wenig enttäuscht von meinen Entschlüssen, dass ich nicht geheiratet, keine Kinder gekriegt habe, aber jetzt akzeptieren sie es. Meine Mutter sagt sogar: «Du hast das gut gemacht.»

Francesca hat inzwischen geheiratet und ein Kind bekommen. Sie arbeitet weiterhin im Sozialbereich.

Antonella und die Schulkarriere

(...) Wir waren eigentlich gar keine richtigen EmigrantInnen; mein Vater ist mehr oder weniger in der Schweiz aufgewachsen, und auch meine Mutter sprach recht gut Schweizerdeutsch, wenn auch mit Akzent. Sie war es, die Kontakte zur Schule unterhielt; mein Vater trat dort nie in Erscheinung. Sie war der Ansicht, man müsse die lokalen Gepflogenheiten respektieren. Sie ermahnte uns immer, keinen Lärm

zu machen, niemanden zu verärgern, kurz, uns anzupassen. Meine Mutter konnte Schwyzerdütsch, vor allem aber sprach sie gut Französisch. Das war ein bisschen chic, das unterschied sie von den andern EmigrantInnen. Meine Mutter hat sich hier gut eingelebt. Die Mutter meines Vaters hingegen hat nie Schweizerdeutsch gelernt. Sie sprach den Dialekt des Veneto.

Heute fühle ich mich integriert, denn die Integration läuft über die Sprache. Ich spreche ja Schwyzerdütsch. Ich bin im Kanton Uri in der Schweiz geboren und aufgewachsen und spreche daher den Urner Dialekt; inzwischen auch ein bisschen Zürichdeutsch. Ich habe mich ziemlich schnell den Schweizer Verhältnissen angepasst. Ich fühle mich auch integriert, weil ich seit meinem siebten Lebensjahr den Schweizer Pass besitze – damals liess mein Vater sich einbürgern. Das gibt mir eine Legitimation in einem rechtlichen, gesetzlichen Sinn. Ich fühle mich aber nicht als Schweizerin in einem patriotischen Sinn, sodass ich zum Beispiel das Gefühl hätte, ich müsse mich für gewisse schweizerische Eigenheiten verteidigen. Das dann doch nicht. Wenn ich in Italien bin, merke ich, dass ich nicht Italienerin bin, dass ich andere Ansichten, eine andere Mentalität habe; trotzdem würde ich aber nicht sagen, dass ich die schweizerische Mentalität besitze. Zum Beispiel am Arbeitsplatz, das heisst am Gymnasium, wo ich Italienisch und Französisch unterrichte, (...) – da fühle ich mich nicht integriert, da fühle ich mich anders. Ich fühle mich nicht wie meine Tessiner Kollegin, sondern noch weiter entfernt. Ich muss sagen, es ist ein merkwürdiger Zustand, irgendwie gespalten. Wenn ich zurückdenke, weiss ich, dass ich mir bewusst war, nicht wie alle anderen Schweizerkinder zu sein, gerade auch deswegen, weil man es uns zu Hause beständig einhämmerte. Die Grossmutter, die Mutter, sie sagten: «Psst! Wir sind Italiener!» Die Grossmutter gab uns zu verstehen, dass wir anders waren als die andern: «Ach, diese Schweizer! Die wissen ja nicht einmal, was eine «serla» (Löwenzahn) ist!» Ich habe mich sehr geschämt, denn das war etwas für Arme, für Italiener. Auch wenn wir Schnecken sammelten, schämte ich mich damals, wie ich mich später, in der Primarschule, auch genierte, Italienisch zu sprechen. Ich ging öfter als meine Geschwister zu meinen SchulkameradInnen nach Hause; da bemerkte ich die Unterschiede in den Gepflogenheiten. So durfte ich zum Beispiel abends lange aufbleiben, bis neun Uhr, während meine SchulkameradInnen um sieben, nach dem «Guetsnachtgschichtli» am Radio, ins Bett mussten. Da wollte ich natürlich diese Frau am Radio, die Geschichten erzählte, auch hören; ich sagte mir: «So, jetzt mache ich das auch so wie alle andern», und stellte mir alle meine KameradInnen vor, wie sie vor dem Radio sass, genau wie ich. Nur dass die andern dann gleich danach ins Bett gingen und ich eben bis spät abends draussen spielen durfte.

Ein anderer Unterschied war der, dass es bei uns zu Hause sehr laut zu und her ging; öfter gab's mal ein Geschrei. Auch ich rede sehr laut. Noch heute kann es passieren, dass mir jemand sagt: «Man hört schon, dass du Südländerin bist, du sprichst so

118

Olympe 22/05



Sinae

aud dem Buch «global_kids.ch» – www.globalkids.ch

119

laut!» Jetzt sehe ich das ja als Kompliment an, aber damals bedeutete es einen Vorwurf und ich bemühte mich, weniger auffällig zu sein. Auch in der Schule bemerkte ich Unterschiede. Niemand hatte viel Geld, aber trotzdem trugen die Schweizer Mädchen Helanca-Strumpfhosen; ich aber musste die Strümpfe anziehen, die meine Grossmutter für uns strickte. Wenn sie dann kaputtgingen, weil man vielleicht beim Spielen umgefallen war, flickte meine Mutter kleine viereckige Fensterchen hinein, dafür schämte ich mich. Auch der Znüni war anders. Die Schweizer Kinder hatten einen Apfel. Ich brachte Brot und Schokolade mit, denn meine Mutter dachte, das mache sich gut, reiche Leute machten das so.

(...) Wenn meine Mutter mich, was allerdings sehr selten vorkam, von der Schule abholte, schämte ich mich auch ein wenig. Wenn sie mich von der andern Strassenseite rief, antwortete ich immer nur Schweizerdeutsch. Ich wollte nicht, dass die andern Kinder dachten, sie verstehe kein Schweizerdeutsch. Unterschiede gab es auch in der Art sich zu kleiden, beim Essen, und was die Freizeitbeschäftigungen am Wochenende betraf. Meine Schulkameraden redeten immer vom Wandern am Sonntag; bei uns gab's das nicht, mein Vater hat nie, aber auch gar nie etwas mit uns unternommen, er ging Karten spielen, den ganzen Tag Karten spielen in der Kneipe. Bei uns ging man zur Messe, und zwar in die Kirche der ItalienerInnen. Auch da war ein Unterschied zu den andern, denn nachher fragte die Lehrerin: «Was het er prediget?». Und ich hatte den grossen Vorteil, dass ich sagen konnte: «Ich bi i de italiänische Chile gsi und ich ha nüt verstande.» Das stimmte natürlich nicht. Manchmal war ich gar nicht hingegangen, und häufiger hatte ich einfach nicht zugehört. Die andern hingegen mussten mindestens einen Satz zitieren aus der Predigt, die sie gehört hatten.

Zum Sonntag gehörte das Mittagessen. Das bedeutete immer eine grosse Anstrengung für meine Mutter, denn die Grossmutter kam vielleicht zum Essen oder meine Tante und ihr Mann. Am Samstagabend fanden oft Veranstaltungen des Italienervereins statt. Man zeigte einen Film, Zorro, oder so etwas ähnliches, man spielte Tombola, oder feierte Feste, Muttertag oder Befana mit Marroni oder Panettone. Da war auch immer eine Bühne, wo wir Kinder herumtoben konnten. Solange ich kleiner war, so etwa bis zur vierten Klasse, ging das gut, aber nachher war es grässlich. Ich langweilte mich zu Tode, denn es war immer dasselbe. Meine Geschwister waren schon grösser und kamen nicht mehr mit. Trotzdem, ich mochte jenen Kreis gerne; da waren viele Leute, die ich kannte und heute noch kenne, alle sprachen Italienisch, einige sogar den Dialekt meiner Mutter. Kurz, ich fühlte mich dort zu Hause.

In Antonellas Leben hat sich in der Zwischenzeit nicht viel verändert. Sie selber unterrichtet weiterhin am gleichen Gymnasium Französisch und Italienisch, und ihr Mann Pietro unterrichtet Italienisch an einer schweizerischen Universität. Die Tochter besucht die Oberstufe.

Zwei Geschichten

Wie Ausländer sein sollen

Renata Ivanisevic

«Arbeitsam, bescheiden, dankbar; froh sein, dass sie hier leben, und wenn es ihnen nicht passt, sollen sie doch abfahren. Die Wurst, die hier auf den Tisch kommt, wird gefälligst gegessen, sollen sie doch in ihrem eigenen Land ihre mohammedanischen oder sonstigen Bräuche pflegen», trompetet Herr Künzli Rösslistumpen rauchend an seinem Stammtisch.

«Ich habe aber keine Heimat» denkt es in meinem Kopf. «Ich bin hier, genau wie Sie, schon immer war ich es. Ich bin die, welche neben Ihrer Tochter die Schulbank drückte, diejenige, welche die besseren Aufsätze schreibt, eure Sprache in blumigen Variationen zu Gedicht bringt».

Und es passt mir hier schon lange nicht mehr alles. Da wäre zum Beispiel das Wetter. Feuchte nebelverhangene Wolkenstadt buhlt mit Kälte und Dunkelheit. Finster auch die Gesichter in der Strassenbahn. Abweisend die Frau, welche mir vorhin den Lift wegschnappte.

«Nein, das passt mir nicht, aber ich habe keine Heimat, in die ich zurückkehren könnte.» Sagen meine Gedanken, während ich mein Gipfeli verspeise, meinen Café crème schlürfe. Und was ist Heimat? Das Land, aus welchem meine Vorfahren stammen, die ich nie richtig kennen gelernt habe? Oder der Pass, den ich in der Tasche trage? Falls ja, welcher von beiden? Oder die 2 m_ Erde, in welcher ich vielleicht einmal ruhen werde? Ist es das schmerzlich verzogene Gesicht des Herrn, der gerade erfahren hat, dass ich witsch heisse, und nun jeden Quadratzentimeter meiner Gestalt aus gleichgültigen Augen abscaant?

Nein, diese Heimat möchte ich nicht haben, ich möchte Bürgerin des Lächelns im Auge meines Gegenübers sein. Bin ich aber heute nicht; oder nur solange mein Name ungenannt blieb.

Fast wäre alles in Ordnung. Ich könnte genauso gut als etwas teigige, dickliche nordische Hausfrau in mittleren Jahren durchgehen, fast könnte Herr Künzli mich mit Frau Müller oder Meier angesprochen haben, und die Kirche wäre für uns alle im Dorf geblieben. Aber mein Name hinterlässt Misstrauen. Er, der zwei Sätze vorher mit mir an seinem Stammtisch ein Schwätzchen über seine Enkelkinder gehalten hat, verzieht seine bleichen Lippen, als hätte er in eine Zitrone gebissen. «Sie haben wohl einen Ausländer geheiratet.» «Ja, leider.» Gleich werde ich zusehen können, wie sein zufriedenes Lächeln zurückkehrt, und ein mitleidiger, etwas fremdeter Hauch seiner irritierten Glaubenssätze streift meine Glieder, verfehlt sie knapp. «Die hat wohl keinen normalen Mann abbekommen; was mit der wohl nicht stimmt?», höre ich es aus den bösen Funken seiner misstrauischen Pupillen flüstern. «Das hier ist ja gerade noch mal gut gegangen», denke ich; er hat mir meinen scheinbaren Missgriff bei der angeblichen Wahl des Ehepartners nicht krumm genommen, so dass ich sein Weltbild nicht allzu sehr durcheinander wirble. Wie kann ich ihm jetzt noch sagen, dass meine Eltern Ausländer waren? Wie ihm begreiflich machen, dass ich in mehreren Sprachen denke? Das wäre so, als würde ich behaupten, von mehreren Müttern geboren worden zu sein oder zwei Köpfe zu haben: Es würde ihn ins Bodenlose führen. Deshalb verabschiede ich mich und haste zum Bahnhof. Dort hängt eine Glocke aus beruhigendem mehrsprachigem Stimmengewirr unter der hohen Glaskuppe, und ich versinke wohligh in der Anonymität der verschiedenfarbigen Gesichter. Der hustende Herr Künzli vom Stammtisch ist jetzt weit weg; obwohl ich ihm das Rezept für den wirksamen Hustensaft meiner ausländischen Grossmutter nicht mehr geben konnte, weil das Drumherum uns alle in eine peinliche Situation gebracht hätte.

122

Zwei Geschichten In the Ghetto

Cagliostra (Pseudonym)

Ein Quartier, ein Bunker, auf dem untersten Boden des Fasses Baden, gleich neben dem kahlen Areal der Brown Boveri Company, zuunterst in einem steil abfallenden Tal, in welchem bloss Ausländer wohnen, die allesamt nebenan in der BBC arbeiten.

Die meisten sind Italiener, aber es gibt auch einige Spanier und Jugoslawen. Aus dem Tal ragen zwei graue Hochhäuser weit in die Landschaft hinein, so dass das siebente Stockwerk ungefähr auf derselben Höhe ist wie die übrige Landschaft, dazwischen liegen Baracken in langen Reihen. Niedrige lange braune Holzhäuser-siedlungen, kein Verkehr, vor den Baracken tummeln sich viele Menschen, Frauen, Alte verbringen den grössten Teil ihrer Freizeit draussen mit ihren Kindern, die den Pyjama gar nicht erst ausziehen. In einer Baracke ist die «Kantine», innen summt ein Ton, gewoben aus dem leisen Gespräch verschiedener Männerstimmen, bestehend aus mehreren Sprachen. Ein permanentes Summen beherrscht die Kantine, als schwebte der Ton dauernd unter der Decke. Drin ist es dunkel, verschiedene Spielautomaten hängen in den Ecken, und die Möblierung ist auf einfache Tische und Stühle begrenzt. Die Menschen sprechen und bewegen sich anders als oben bei den Reihenblocks, Kinder spielen mit Erwachsenen, welche etwas müde und unwirsch reagieren. Köstliche Kuchen, gefüllt mit Vanillecreme, überrieselt mit Staubzucker, warten in der Vitrine. «Brisgi», sagt Vater, und schon kann ich es kaum erwarten, dort zu sein. An den Tischen sprechen dunkelhaarige Männer mit ernsten Gesichtern leise miteinander – dunkle Melancholie und Orangen-duft, oder ist es San Pellegrino Bitter?

123

Gegenüber der Kantine steht sie. Die kleine blaue Kapelle. So klein, dass nur gerade ein Erwachsener darin stehen kann, oder gerade gross genug, dass ein Kind darin wohnen könnte. Der Altar ist immer mit frischen Chrysanthemen geschmückt, darauf steht ein Bild der Heiligen Jungfrau, die Tür steht offen.

Die Brisgi-Kinder gelten als Wilde, als schlechte Schüler. Dafür spielen sie freiere Spiele als die anständigen Kinder. Die Kantine gilt als anrühlich, denn Frauen trinken dort mit den Arbeitern Wein, die Männer spielen Karten, und mancher hat schon seinen ganzen Monatslohn «verzockt», so tuscheln die Freundinnen meiner Mutter leise, damit die Kinder sie nicht hören können, doch genau dieser Tonfall bewirkt, dass die Kinder besonders scharf hinhören. In unserem Quartier gibt es etwa gleich viele Schweizer wie Ausländer. Im Erdgeschoss unseres Wohnhauses lebt die Familie Künzi. Die Mutter, eine kleine, kräftige, honigblond-toupierte und immer ärgerliche Frau, hat sieben Kinder, die alle zu Hause wohnen. Die Zweitjüngste ist Cornelia, die mit mir zur Schule geht. Ihr Vater ist «Schiissputzer» wie ein Kind zu Cornelia sagte, worauf diese laut und wütend antwortete, das sei nicht wahr, ihr Papi sei städtischer Angestellter! Ich sehe oft, wie er im orangefarbenen Lastwägelchen sitzend die Strasse reinigt. Im Winter streut er Salz, im Herbst räumt er die welken Blätter von der Strasse. Cornelia und ich mischen Dreck, Sand, Gras, Blüten und Wasser in Joghurtbechern und sagen, es sei Suppe, spielen vor dem Haus. Während in Cornelias Zuhause viele Leute geschäftig ein und aus gehen, trage ich einen Schlüssel um den Hals und hause in einem Zuhause, einem Heim, das kalt, unordentlich und leer ist, so dass ich nie Lust habe, nach Hause zu gehen, sondern lieber auf der Strasse herumsitze. Cornelia hat es gut, denke ich oft. Ihr Bruder spielt ein Spiel; es besteht darin, dass er mich über die andere Welt ausfragt, wissen will, wie man dieses oder jenes in meiner Muttersprache sagt. Ich fühle mich seltsam, verstehe nicht, weshalb er das wissen will, denn seine Neugier wirkt zudringlich und befremdlich. Meine Eltern laden an jedem Wochenende ihre Freunde ein. Alle Kinder spielen im Kinderzimmer, während die Erwachsenen essen, singen und Wein trinken. Sie sprechen über Politik, ihre Sehnsucht nach den Dörfern, ihren Angehörigen, davon, dass sie immer von ihren Elternhäusern träumen. Einigen steigen die Tränen in die Augen, wenn sie von der Rückkehr in ihre Dörfer sprechen. Alle Kinder werden von ihren Eltern geschlagen, wenn sie etwas anstellen. Alle sind davon überzeugt, dass es so sein muss, dass auf der ganzen Welt die Kinder immer geschlagen werden. Wir Kinder denken, wir wollen auch Kinder haben, um sie schlagen zu können. Bei den Künzis in der Stube sitzt die Mutter an der Nähmaschine, die beiden älteren Töchter klopfen Teppiche, die grossen Jungs lernen in ihren Zimmern. Bei ihnen ist die Mutter immer da. «Zieh deinen Pulli aus», herrscht Frau Künzi mich an. Darunter kommt ein zerschlissenes Unterhemd zum Vorschein. Sie gibt mir ein neues Unterhemd zum Anziehen.

124



125

Simona

aus dem Buch «global kids.ch» – www.globalkids.ch

GLOBAL KIDS. Fremd und zu Hause in der Schweiz

Wanderausstellung, eröffnet im Forum Schlossplatz in Aarau, 27. August bis 30. Oktober 2005

Die Globalisierung, die uns alle betrifft, verändert neben den wirtschaftlichen Bewegungen vor allem die Menschen, ihre Beziehungen, ihre Gefühle und Lebensweisen. Lokale, nationale, ethnische, religiöse und kosmopolitische Kulturen und Traditionen durchdringen und verbinden sich. Vieles vermischt sich und sucht doch das Eigene zu behalten.

Das Unbehaustsein ist ein Phänomen unserer Zeit. Immer mehr Menschen verlieren ihr Zuhause, sind unterwegs und leben in Unsicherheit und Provisorien. Auch die Ansässigen sind beteiligt und werden hineingezogen in den weltweiten Austausch, in die Prozesse der Vermischung von Essen, Musik, Kleidung, Ferienreisen, Katastrophen oder Geschäftsverbindungen.

Wie wirken Formen der weltweiten Migrationsbewegungen der Erwachsenen auf Kinder und Jugendliche? Was bedeutet «Heimat» für Heranwachsende, die zu mehreren Kulturen gehören und eine vielfältige Identität entwickeln?

Auskunft darüber geben 17 Porträts von Jugendlichen in dem Buch «global_kids.ch Die Kinder der Immigranten in der Schweiz». Eine Fortsetzung und Vertiefung der Themen des Buches findet in der Ausstellung GLOBAL KIDS statt, deren Mittelpunkt ein gemeinsames Gestalten war: Die Ausstellungsautorinnen und einige Jugendliche haben mit Texten, Fotografien, Objekten und Musik Darstellungsformen gefunden für Aspekte des interkulturellen Zusammenlebens in der Schweiz.

Unsere Begleiter in diesem Prozess waren Stephan Lichtensteiger und Peter Kuntner, die mit Ideen, Konzepten und letztlich mit dem Bau der Ausstellung für deren Realisierung sorgten.

Migration wird häufig gleichgesetzt mit Schwierigkeiten und Defiziten. Migrantenkinder und -jugendliche tragen an den Vorurteilen, Probleme zu haben oder zu machen. Das Gegenteil sind die erfolgreichen Vorzeige-Secondos, die in den Medien präsentiert werden. Die meisten Jugendlichen mit Wurzeln aus anderen Ländern als der Schweiz leben jedoch zwischen diesen Polen.

Die Ausstellung GLOBAL KIDS möchte den Blick öffnen auf die Seite der Migration, die auch Lebenskunst bedeutet, die Aufbruch und Wagnis heisst. In eine unbekannte Welt zu gehen – auch wenn es zunächst aus Not geschieht – ist nicht nur mit Leiden verbunden, sondern beinhaltet auch Energie und Mut, sich eigene Wege in der Fremde zu suchen. Ein Leben zwischen und mit verschiedenen Kulturen zu führen heisst auch fähig zu sein, Spannungen auszuhalten, und flexibel zu sein.

Gleichzeitig schimpft sie über meine Mutter, die ihr Kind in zerschlissenen Sachen herumlaufen lässt. Als zu Hause Mutter mein neues Unterhemd bemerkt, zischelt sie: «Diese alte Künzi-Hexe will immer ihre Nase in fremde Angelegenheiten stecken.» In der Waschküche sagt Mutter zu Frau Künzi: «Du alte Hexe!» Ich jedoch beneide Cornelia um ihre Mutter.

Ich unternehme lange Streifzüge auf den Berg über der Siedlung. Oben ist eine Plattform mit einem Spielplatz, einem Handkarussell in der Form eines Pilzes. Am Aussichtspunkt steht eine Bank. Von oben sehe ich das Quartier, sehe ich die beiden grauen Hochhäuser, welche sich aus dem Brisgi in Richtung Himmel recken, aus ihrem riesigen Erdloch, welches Brisgi genannt wird, emporragen, gerade so, dass die obersten Stockwerke genau so hoch sind wie die Siedlung, in der die «anständigen» Leute wohnen. Ich betrachte, wie an frühen Abenden die Lichter in den Stuben angehen, vermute dahinter Geheimnisse, möchte sie alle wissen.

Grenzgänger sind nicht zwangsläufig zerrissene und desorientierte Menschen, sie sind auch beweglich, erfinderisch und zukunftsorientiert.

Das Buch «global_kids.ch» geht den Befindlichkeiten von 17 Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft nach. Es sucht mit persönlichen Geschichten eine Gegenkraft zu Verallgemeinerungstendenzen zu setzen.

Die Ausstellung geht weiter, fügt mehrdimensionale Elemente hinzu, sucht Fragen und Antworten, Bilder und Geschichten. Eine Auslegeordnung ist entstanden, ohne den Anspruch auf Vollständigkeit und Wahrheit, die ein für allemal gültig sein kann. Denn Erinnerung ist immer auch ein Stück Erfindung.

Die Schicksale der mitproduzierenden Jugendlichen sind beeinflusst von den wirtschaftspolitischen und kriegerischen Bewegungen der globalisierten Welt, die in unsere Alltagswelt eingreift, auch wenn wir immer am gleichen Ort bleiben. Wir alle sind mehr oder weniger aktiv beteiligt an einem weltweiten Umbruch, der uns herumschiebt und Spuren in unsere Leben legt.

Diesen Kräften etwas entgegenzusetzen ist der Versuch, sich auf persönliche Geschichten einzulassen. Erinnerungen sind persönlich und einzigartig, und doch sind die damit verbundenen Gefühle universal. Heimweh und Sehnsucht kennen alle Menschen, und alle tragen an ihren Erinnerungen und Zukunftswünschen.

128 Aus dem Blickwinkel der Heranwachsenden werden persönliche Erfahrungen von Migration und Mobilität sichtbar gemacht. Ohne die Beiträge der vier Jugendlichen, die ihre Familiengeschichten zugänglich machen, wäre die Ausstellung im wahrsten Sinne des Wortes herzlos geblieben. Ebenso ohne die Arbeiten der vier anderen Jugendlichen, die dem Raum Wunsch und Wirklichkeit eine Grundausstattung gaben. Schülerinnen und Schüler aus Aarau verdanken wir vielfältige Produktionen, die die Ausstellung bereichern.

Kulturelle Identität ist nicht etwas Fixes, Starres, sondern sie ist vielschichtig und vor allem: veränderlich! Wer das einmal erfahren hat, wird widerstandsfähiger gegen das Schwarz-Weiss-Denken derjenigen, die Angstparolen und Dogmen verbreiten. So bewegt sich die Ausstellung an verschiedenen Grenzen: der Grenze zwischen Kunst und sozialem Raum, zwischen emotionalen Bewegungen und politischer Wirklichkeit. Das Private ist politisch! Darin steckt eine Energie, die sich überträgt auf viele Bereiche und die eine Art Widerständigkeit formuliert gegen Fremdbestimmungen jeglicher Art.

So möchte die Ausstellung ein Stück weit die Grenzen in den Köpfen lockern und zu Neugierde, Offenheit und angstfreierem Umgang mit dem sogenannten Fremden, das nebenan wohnt, einladen.

Eva Burkard
www.globalkids.ch.

Utopien von Frauen verschiedener Herkunft.

Tagung für Frauen mit und ohne Migrationserfahrung. Paulus-Akademie, 27.08.05, Zürich.

Die Tagung wurde gemeinsam von fünfzehn Frauen vorbereitet und von elf Organisationen getragen. 80 Frauen trafen sich, um die Utopien in ihrer kreativen Potenzialität wahrzunehmen und Utopie zu definieren als «eine Metapher für das unerreichbar Angestrebte. Es sind gleichsam zu Bildwelten geronnene Sehnsüchte, die genährt werden durch Wut und Hoffnung» (Castro Varela). An der Tagung wurden Utopien im Plenum mit den Referaten, in den Workshops, beim Mittagessen und auf dem Podium ausgesprochen und diskutiert.

«Migrantinnen der Nachfolgenerationen – Sehnsüchte und Hoffnungen» war der Titel des Referats von Maria do Mar Castro Varela, promovierte Politologin und wohnhaft in Köln. In ihrem Vortrag berichtete sie über eine empirische Untersuchung, die im Rahmen ihrer Dissertation mit Migrantinnen der sogenannten zweiten und dritten Generation in Deutschland über ihre Utopien gemacht wurde. Die Frage nach utopischen Visionen war der Kernpunkt und die jungen Frauen diskutierten darüber und stellten sie ihren Vorstellungen von Gerechtigkeit und Partizipation und der Herausforderung der Selbstverortung in einem Einwanderungsland, das sich nicht als solches wahrnehmen will, gegenüber.

Die Verortung der Diskussion über utopische Visionen in der Schweiz nahm die Soziologin Jael Bueno mit dem Vortrag «Zwischen Utopien und Wirklichkeit. Frauen mit Migrationserfahrung in der Schweiz» vor. Die Frage nach der Konstruktion und der Umsetzung von utopischen Visionen wurde anhand der Reaktion und der Aktion der Migrantinnen der 90er Jahre, also Migrantinnen der ersten Generation, geschildert. Die strategische Positionierung der Secondas, Kinder der Migrantinnen der ersten Generation, unterscheidet sich in der Art und der Form, wie sie eine differenzierte Sichtbarkeit und eine Präsenz in der Öffentlichkeit und in der Privatsphäre verlangen, von der Positionierung der Migrantinnen der ersten Generation. Brigit Keller verwies in ihrem Referat «Ein Netz des Möglichen – Reflexion über unsere Zusammenarbeit» auf die Verwirklichung der Zusammenarbeit zwischen Frauen verschiedener Herkunft in der Vorbereitung und der Realisierung der Tagung während zehn Jahren. Nach der ersten Tagung 1996 bildete sich eine Vorbereitungsgruppe, die ihre Arbeit kontinuierlich Jahr um Jahr mit verschiedenen Themen weiterführte, und damit migrationspolitische Fragen und Empowerment in den zehn Tagungen thematisierte.

Fünf Workshops boten Raum für Diskussion über Empowerment für Migrantinnen mit Helena Taiana Santiago und Judit Luif; über das binationale Zusammenleben

mit Heidi Mosimann; über Migration und Utopien mit Maria do Mar Castro Varela und Brigit Keller, über transnationale, interkulturelle Kinder in der Schweiz mit Isabelle My Hahn Derungs und Jael Bueno sowie über die Zusammenarbeit von Migrantinnen und Einheimischen mit Delia Krieg und Madeleine Marti. Das Podiumsgespräch über realisierte Utopien führten Arlete de Castro Baumann und Victoria Gsell. Das Shibashi nach dem Mittagessen mit Jocyn Manzanilla und die Musik von Samira Mall-Darby umrahmten die Tagung.

Diese zehnte Tagung über die Utopien von Frauen verschiedener Herkunft war die letzte dieser Reihe. Es ist noch unklar, ob diese Art der Zusammenarbeit an der Paulus-Akademie als Teil ihrer institutionellen Arbeit beibehalten wird.

Lawray

Die Schweiz und die Menschenrechte – Kein Problem?

Zwar ist die Menschenrechtssituation in der Schweiz tatsächlich vergleichsweise gut. Doch diese Feststellung darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass es in Einzelfragen immer wieder Probleme gibt mit der Umsetzung der international gültigen Menschenrechte in unserem Land. So sind wir, um nur einige Beispiele zu nennen, immer noch weit entfernt von der Gleichstellung der Geschlechter. Auch fehlen unabhängige Ombudsstellen für Opfer von Polizeiübergriffen. Zudem besteht kaum ein Bewusstsein, dass zu den Menschenrechten auch die Gewährleistung der Sozialrechte, wie zum Beispiel das Recht auf soziale Sicherheit, gehört.

Es darf vermutet werden, dass der relativ hohe Menschenrechtsstandard in der Schweiz weniger einem weit verbreiteten Menschenrechtsbewusstsein zu verdanken ist, als vielmehr dem hohen materiellen Lebensstandard. Daher ist es eine Daueraufgabe, das Bewusstsein für Inhalt und Bedeutung der Menschenrechte zu schaffen, denn man kann sich nur dann erfolgreich für deren nachhaltige Umsetzung engagieren, wenn das nötige Wissen über die international geltenden Menschenrechtsverträge und -garantien vorhanden ist.

Eine Antwort auf diese Herausforderung ist die vom Verein Menschenrechte Schweiz MERS betriebene Website www.humanrights.ch, welche seit 1999 kontinuierlich zu einer qualitativ hochwertigen Informationsplattform ausgebaut wurde. Die Site enthält ein breit gefächertes Informationsangebot, das in folgenden Rubriken strukturiert ist:

- Menschenrechte für Einsteiger/innen: Einführung in das System des internationalen Menschenrechtsschutzes anhand von kurzen, leicht lesbaren Texten.



Lusinda

aus dem Buch «global kids.ch» – www.globalkids.ch

Janine Dahinden: Pristina – Schlieren

Albanische Migrationsnetzwerke im transnationalen Raum, Seismo Verlag, Zürich 2005.

Warum ausgerechnet über albanische Migrantinnen und Migranten forschen? Janine Dahinden wusste, dass sie damit keine Lorbeeren ernten kann. Trotzdem wollte sie die gängigen – bei uns heute negativen – Stereotypisierungen verstehen und kritisch befragen. Ihre ethnologische Dissertationsarbeit gilt als wichtiger Beitrag zur Migrations- und Netzwerkforschung und setzt den Standard für zukünftige Forschungen zu transnationalen Netzwerken.

Das Besondere an der wissenschaftlichen Arbeit von Janine Dahinden ist nicht nur ihre Art und Weise der kritischen Auseinandersetzung mit Theorie und Methode der Netzwerkanalyse, sondern auch der Umgang mit den eigenen Resultaten. In Zwischenbetrachtungen reflektiert sie über ihre geschlechterdifferenzierten Daten hinsichtlich der Migrationsthematik unter Bezug weiterer Theorien und Forschungen. Ihre Arbeitsweise führt dazu, dass sie einen «Namensgenerator» entwickelt, mit dem sie den Einfluss der genannten Bezugspersonen – zum einen auf den Migrationsentscheid von Frauen und Männern und zum andern auf die Art ihrer Unterstützung in der Schweiz oder nach einer Rückkehr im Heimatland – erfassen kann. Die Resultate erlauben es Dahinden, zwischen drei verschiedenen Netzwerktypen zu unterscheiden. Damit bestätigt sie nicht nur, dass die sogenannten Push-Pull-Modelle überholt sind, sondern dass Haushaltsnetzwerke vorwiegend für die Auswahl der auswandernden Mitglieder verantwortlich und sogenannte Brückenkopf- und Realisierungsnetzwerke für die Wahl des Ziellandes ausschlaggebend sind.

Die Frage, inwiefern die auswandernden Personen innovativ und strategisch, d.h. nach selbst entworfenen Plänen, und inwiefern sie kulturellen Erwartungen entsprechend handeln, finde ich im Zusammenhang mit der Machtfrage und ihren tatsächlichen Handlungsspielräumen interessant. Dahinden stellt fest, dass die frühen ArbeitsmigrantInnen sich meistens autonom für die Auswanderung entschieden, manchmal auch gegen den Willen der Eltern. Im Zusammenhang mit der Verschlechterung der ökonomischen Situation in Kosova einerseits und der Zunahme des Nationalismus andererseits gewannen in den 90er Jahren traditionelle kulturelle Muster an Bedeutung. Die väterliche Autorität und Verwandtschaftslinie beeinflusste verstärkt und geschlechterspezifisch die Auswanderungsentscheidungen: Die Zahl der Männer, die wider ihren Willen auswanderten, stieg an, die Verpflichtung der Frauen, zur Reproduktionsarbeit im Haushalt beizutragen, die verheirateten im schwiegerelterlichen Haus, wurde verbindlicher. In diesen Zusammenhang passt auch der Hinweis, dass insbesondere seit der gravierenden Kriegszerstörung in Kosova die weit verbreiteten spezifischen Heiratsstrategien zur Lösung von finan-

- News & Agenda: Menschenrechts-Nachrichten und Veranstaltungshinweise mit einem Bezug zur Schweiz.
- Fokus Schweiz: Differenzierte und aktuelle Dokumentation zur Umsetzung der inter-nationalen Menschenrechte in der Schweiz und zur schweizerischen Menschen-rechts-po-litik.
- Menschenrechtsinstrumente: Umfangreiches Informationsangebot zu allen wichtigen internationalen Menschenrechtsabkommen.
- Themendossiers: Vertiefte Darstellung von folgenden Querschnittsthemen: Universalität der Menschenrechte, Rassismus, Gleichstellung von Frau und Mann, ethnisch-kulturelle Diskriminierung in der Arbeitswelt, Minderheitenrechte, Verantwortung von transnationalen Konzernen.
- Bildungsarbeit: Datenbank mit über 100 Fachpersonen aus der Schweiz, kommentierte Listen von empfohlenen Lehrmitteln, didaktischen Materialien und Einführungsliteratur.
- Links: Gut strukturierte und gepflegte Linksammlung zur schweizerischen und internationalen Menschenrechtsszene.
- Menschenrechtsarbeiten von Bundesstellen: Angaben zu den Menschenrechts-dossiers von mehr als 20 Bundesstellen

132 Die Informationsplattform ist so aufgebaut, dass sowohl Fachpersonen in NGO's, Wissenschaft und Verwaltung wie auch SchülerInnen, Studierende und andere Interessierte vom Angebot profitieren können.

Für frauenrechtspolitisch relevante Themen bietet die Site einen reichhaltigen Fundus an Informationen und Links, welche stets im Kontext der allgemeinen Menschenrechte dargestellt werden. Eine entsprechende Artikelliste kann mit der Schlagwort-suche bei Eingabe des Begriffs «Frauenrechte» erzeugt werden. Auf diesem Weg gelangen sie zum Beispiel zum Themendossier «Gleichstellung Frau – Mann», wo die Frauenrechte als grundlegender Teil der allgemeinen Menschenrechtserklärung vorgestellt werden. Gleichzeitig wird der beschwerliche Weg aufgezeigt, bis die Frauenfrage Mitte der 1990er Jahre fester Bestandteil der allgemeinen Menschenrechtsdiskussion wurde. Weitere Features sind eine Nachrichtensammlung mit Meldungen aus Politik und Gesellschaft zum Thema Gleichstellung von Frau und Mann, sowie Beiträgen zum Verhältnis zwischen Frauenrechten und dem Islam.

Mit ihrem bewusst ganzheitlichen Menschenrechtsfokus kann die Informationsweb-site als schweizweit einmalig bezeichnet werden. Informationen und Entwicklungen, welche für die schweizerische Menschenrechtspolitik relevant sind, werden auf der Plattform gebündelt und gleichzeitig Lücken der Umsetzung der Menschenrechts-normen aufgedeckt. Dies ist eine Unterstützung für alle gesellschaftlichen Kräfte, welchen die Durchsetzung der Menschenrechte ein Anliegen ist. Klinken sie sich ein auf www.humanrights.ch und überzeugen Sie sich selbst!

ziellen Problemen auch wieder zu arrangierten Ehen führen können. Beim Lesen von Dahindens Buch war ich besonders neugierig auf diejenigen Erkenntnisse ihrer Forschung, die Hinweise auf integrationsfördernde beziehungsweise -behindernde Beziehungen in der Schweiz geben. Dahinden zeigt, dass freundschaftliche Beziehungen und Bekannte, insbesondere aber Bezugspersonen in Institutionen, zentrale Funktionen in den Realisierungsnetzwerken von Albanerinnen und Albanern in der Schweiz übernehmen. Damit relativiert sie nicht nur die viel monierte These der allumfassenden verwandtschaftlichen Clanbeziehungen, die in der Diaspora zur sozialen Unterstützung aktiviert werden, sondern definiert auch eine neue, in den bisherigen Studien allenfalls am Rande erwähnte Gruppe von Bezugspersonen.

Die Unterstützungsnetzwerke von Albanerinnen und Albanern in der Schweiz charakterisiert sie als vorwiegend lokal – die Bedeutung der transnationalen Beziehungen ist geringer als bisher erwartet –, mit starkem ethnischem Zusammenhalt und homogen bezüglich des Auswanderungsmotivs. Die so genannte Ethnisierung erklärt Dahinden mit der Bedeutung von Solidarität und Reziprozität auf der Grundlage von Verwandtschaft, Ethnizität, Nationalität oder Geschlecht, die sie mit den qualitativen Interviews erschliessen konnte. Die unablässige Grenzverschiebung von Ethnizität zeigt auch das Beispiel von Asylsuchenden. Kehren sie in ihr Heimatland zurück, so reicht es nicht, albanisch zu sein, sie müssen sich am «Befreiungskampf» beteiligt haben, um Hilfe von ihren Landsleuten mobilisieren zu können. Weiter fragt Dahinden: Warum bleiben Albanerinnen und Albaner in der Schweiz trotz der Solidarität und der Hilfeleistungen ihrer Landsleute in prekären Lebenssituationen verhaftet? Sie kommt zum Schluss, dass die Ressourcen der helfenden Bezugsperson für die Wirkung der Unterstützung entscheidend sind. Einerseits verweist sie auf die mögliche stärkende Wirkung des ethnischen Zusammenhalts aufgrund des Identität stiftenden Charakters sowie durch geteilte implizite Normen und positive soziale Kontrolle, andererseits auf die Gefahr seiner Begrenzung des Zugangs zu relevanten Ressourcen wie Erwerbsarbeit und Wohnung. Da in der Schweiz das «Albanischsein» ein negatives Etikett ist, können albanische Netzwerke oft nicht aus der Prekarität helfen. Dahinden postuliert aufgrund ihrer Erkenntnisse, Beziehungen nicht per se als positives, sondern entsprechend seiner Wirkung auch als negatives «soziales Kapital» zu werten. Vor diesem Hintergrund gewinnen hiesige Bezugspersonen, wie zum Beispiel die in einem Interview erwähnte Mutter einer Schulkameradin oder ein engagierter Lehrer, die helfen, an Bedeutung in einem albanischen Unterstützungsnetzwerk. In den Interviews treten auch Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber als entscheidende Personen bei der Arbeits- und Wohnungssuche hervor.

Dahinden regt mit ihren Forschungsergebnissen zu albanischen Netzwerken im transnationalen Raum, insbesondere mit ihren kritischen Reflexionen über die Netzwerktheorie und die quantitativen und qualitativen Daten, zum Nachdenken über

politisches, aber auch alltägliches Integrationshandeln an und eröffnet auf der Ebene der Wissenschaft neue Forschungspisten im Bereich Migration.

Verena Hillmann

Rosa Amelia Plumelle-Urbe: Weisse Barbarei.

Vom Kolonialrassismus zur Rassenpolitik der Nazis, Rotpunktverlag, Zürich 2004.

Wie kann sich die Debatte um postkoloniale Kritik in der wissenschaftlichen Forschung und der politischen Praxis in den ehemaligen Metropolen und europäischen Ländern verankern, die von der Kolonialzeit profitiert haben und Komplizen der Grausamkeit gegen die (andere) Menschheit waren? Wie war es möglich, dass diese Grausamkeit gegen nicht weisse Menschen ausgeübt und von europäischen Staaten legitimiert und toleriert wurde? Diese Fragen werden sich viele nach der Lektüre dieses Buches stellen.

Rosa Amelia Plumelle-Urbe will mit ihrem Buch eine ausführliche Diskussion über die Verbrechen, den Terror, die Vernichtungspolitik und den Völkermord etablieren, die die Kolonisation und die Migration vom Norden in den Süden verursachten. Diese Diskussion fand bis jetzt nicht statt. Der Ansatz des Postkolonialismus stösst nun die Diskussion über die Vernichtungspolitik in den Exkolonien an und deckt die Folgen der Unterlassung der Debatte auf. Postkolonialität sei in erster Linie kein chronologischer Epochenbegriff, «der die Zeit nach der formellen politischen Unabhängigkeit von der westlichen Kolonialmacht markiere, sondern eine politisch motivierte Analysekategorie der historischen, politischen, kulturellen und diskursiven Aspekte des un abgeschlossenen Kolonialdiskurses» (vgl. Ha 1999:84 in Hito Steyerl, Encarnación Gutiérrez Rodríguez 2003:50: Spricht die Subalterne deutsch?).

In drei Kapiteln beschreibt Plumelle-Urbe die Geschichte der Vernichtungspolitik, die in der Kolonialzeit begann und ihre Fortsetzung in der Rassenpolitik der Nazis in Deutschland und der Apartheid in Südafrika fand. «Der Ausschluss der Nichtweissen oder die institutionalisierte Barbarei» und «Das ideologische Gewicht der weissen Vorherrschaft» sind die Titel des ersten und des zweiten Kapitels, in denen die Autorin mit historischen Fakten die «Verbannung der nicht weissen Menschen (einheimische Bevölkerung Afrikas, Asiens und Lateinamerikas) aus dem Kreis der menschlichen Familie» beschreibt. Verletzungen, Demütigungen bis zur totalen Vernichtung sind Fakten, die Menschen anderen zufügten, die Trauer und Verzweiflung beim Lesen erwecken. Eine Konfrontation mit der Kolonialgeschichte und deren Folgen für die moderne Gesellschaft ist nachher unvermeidbar.

Im dritten Kapitel, «Apartheid, ein Verbrechen gegen die (andere) Menschheit», berichtet die Autorin über die Wiederholung der Vernichtungspolitik der Kolonial- und Nazizeit in Südafrika. Es ist immer wieder erstaunlich zu lesen, wie diese Politik von den gleichen Alliierten und ehemaligen Gegnern Nazideutschlands unterstützt wurde, als die Anhänger des Nationalsozialismus 1948 in Südafrika an die Macht kamen. «Die Gewinnsucht, die bei den Interpretationen der Vernichtung anderer Völker als mildernder Umstand angeführt wird, wurde im gesamten westlichen Kulturkreis zu einer Art von Rechtfertigung, die sich als ausgesprochen wirksam erwies. Der Umstand, dass diese ideologische Erklärung zu einer universell anerkannten Wahrheit werden konnte, beruht auf einem Missverständnis, das unsere Einstellung und unseren Umgang mit Wissen und dessen Interpretation noch immer prägt.» (Plumelle-Uribe 2004:21)

Die Grausamkeit gegen andere Menschen wiederholte sich, nach Plumelle-Uribe, weil keine Verarbeitung in der kollektiven Psyche stattfand; keine Anklage wurde gegen diese Verbrechen initiiert, die Vernichtungs- und Rassenpolitik wurde aus Staatsgründen nicht abgeschafft, sondern oft bestätigt und legitimiert. Der Zustand, dass die Rassentrennung, die heutzutage als «Grenzen zwischen Kulturkreisen» mit dem Kulturalismus (Überbetonung der ethnischen Anteile eines Kulturbegriffs oder die Ersetzung des Wortes Rasse durch Kultur) akzeptiert wird, eröffnet die Möglichkeit, dass sich die Vernichtungspolitik auch in der heutigen Zeit wiederholt, nämlich durch die restriktive Migrationspolitik der EU gegenüber anderen Nicht-EU-Ländern und mit der Verbarrikadierung der Industrieländer gegenüber anderen Ländern.

Jael Bueno

«Herausforderung Integration: Städtische Migrationspolitik in der Schweiz und in Europa»

Seismo Verlag, Zürich 2005

Der Titel «Herausforderung Integration» hat etwas Programmatisches. Ausgangspunkt für die vorliegende Publikation war der Auftrag eines Nationalen Forschungsprogramms an das Schweizerische Forum für Migrationsstudien, im Bereich Migration und Integration gewonnene Erkenntnisse einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Die zusammengetragenen Beiträge dokumentiert eine Tagung unter demselben Titel. Da der Begriff Integration in öffentlichen Diskussionen immer wieder undifferenziert und polarisierend gebraucht wird, versuchen die AutorInnen

in ihrer Einführung eine Begriffsdefinition zu geben. Doch dies scheint keine einfache Sache zu sein. Die Kernaussage der Dokumentation, welche die verschiedenen Analysen nationaler und internationaler Experten vereint, lautet: Integration muss als ein gesamtgesellschaftlicher Prozess begriffen werden.

Im ersten Teil wird die Thematik in einen breiteren Kontext gestellt. Peter Huber, ehemaliger Leiter des Bundesamtes für Ausländerfragen, bestätigt in seinem Beitrag aus der «Sicht des Bundes», dass Integration in der Schweizer Ausländerpolitik zwar definiert wurde, eine tatkräftige Unterstützung bei der praktischen Umsetzung jedoch weitgehend ausgeblieben ist. Aus der Perspektive eines Aussenstehenden bewertet Rinus Penninx (Leiter des Instituts für Migration und Ethik der Universität Amsterdam) die enge Verknüpfung von Immigrations- und Integrationsdiskussion als typisch schweizerisches Phänomen. Heinz Kleger von der Universität Potsdam reflektiert über die Fragestellung, wie Integration realisiert werden kann vor dem Hintergrund europäischer Urbanität.

Informativ sind die Beiträge von VertreterInnen städtischer Behörden aus Zürich, Bern und Basel-Stadt im zweiten Teil. Hier wird erläutert, wie die Integrationspolitik in ihren Städten umgesetzt wird. Obwohl sich die Erarbeitung und Durchsetzung der Integrationsleitbilder stark an den lokalen Gegebenheiten orientiert hat, weisen alle drei Ähnlichkeiten auf. Der Schwerpunkt liegt besonders bei der Bildung. Wie es in der französischen Schweiz aussieht, zeigt der Beitrag von Bülent Kaya. Am Beispiel der Städte Genf und Neuchâtel wird verdeutlicht, welche Folgen unterschiedliche Ansätze einer Integrationspolitik haben können.

Mit dem Schlussbeitrag dieser aufschlussreichen Dokumentation wird der Blick auf die Thematik nochmals geweitet. In seinem Artikel «Migranten und Urbanität» vertritt Hartmut Häussermann von der Humboldt Universität Berlin die These, dass eine ethnische Segregation durchaus positive und produktive Aspekte vorzuweisen hat. Sein Schlusswort muss als Herausforderung gelesen werden: «Zuwanderung ist also nicht nur eine Notwendigkeit, sondern auch eine Chance für unsere Städte!»

Esther Quetting

Mascha Madörin: Feministische Ökonomiekritik und Wirtschaftspolitik.

Beitrag anlässlich der SPS-Wirtschaftstagung, in: Widerspruch 48, Zürich 2005.

Mascha Madörin plädiert in ihrem Beitrag anlässlich der SPS-Wirtschaftstagung für eine Aktualisierung der wirtschaftspolitischen Debatte innerhalb der SPS unter

Einbezug der aktuellen feministischen Ökonomiekritik. Sie führt eine Reihe von Punkten an, welche für ein umfassendes Verständnis ökonomischer Zusammenhänge und damit für jede Wirtschaftspolitik von zentraler Bedeutung sind.

Ihre Hauptthese lautet, dass es an einem wirtschaftswissenschaftlichen Verständnis für die makroökonomischen, volks- und weltwirtschaftlichen Dynamiken immer noch mangle, in welchem die Geschlechterverhältnisse, die unbezahlte Arbeit, die Wohlfahrt von Menschen und deren Existenzsicherung nebst den gewohnten Aspekten des (Welt-)Wirtschaftens in einem ökonomischen Zusammenhang gedacht werden können. Als wichtigsten Bereich der feministischen Ökonomie erachtet sie die Care Economy, da deren gegenwärtige Krise vor allem Frauen trifft. Sie fordert deshalb die Bildung einer eigenständigen Theorie zur Care Economy. Einer ihrer Hauptkritikpunkte gilt in diesem Zusammenhang auch der Tatsache, dass bis heute keine kritische Analyse des zunehmenden ökonomischen Gewichts des Finanzsektors und der Akkumulation transnationaler Konzerne sowie der damit verbundenen Globalisierung, welche die Problematik der Care Economy einbezieht, existiert.

Weiter sollte die Frage erörtert werden, auf welche Art und Weise Profitinteressen, das Streben nach Geld und Reichtum, der ökonomische Rationalitätsdiskurs, die enorme Risikofreudigkeit auf den Finanzmärkten in unserer Kultur mit sexueller Identifikation und den Begehren von Männern und Frauen verknüpft sind. Dabei geht es um den Finanzsektor als Ort der Produktion einer modernen hegemonialen Männlichkeit. Hier besteht ebenfalls zentraler Forschungsbedarf, da systematische Analysen, die sich mit den Auswirkungen der ökonomischen Dominanz des internationalen Finanzsystems auf die Geschlechterverhältnisse bzw. mit der Frage nach diesem «Produktionsort» männlicher Hegemonie und Dominanz und deren gesellschaftlichen Implikationen befassen, noch weitgehend fehlen.

Gertrud Ochsner: Keine Entwicklungsökonomie ohne Frauen!

Feministische Einwände zu Peter Niggli's Studie, in: Widerspruch 48, Zürich 2005.

Gertrud Ochsner weist in ihrer Kritik an Peter Niggli's Untersuchung zur wirtschaftspolitischen Entwicklung der letzten Jahren, neben grundsätzlich geäußerten Vorbehalten, vor allem darauf hin, dass in ihr die feministische Perspektive ausgeblendet ist. Seine Analyse zur Grundfrage, ob die Globalisierung und die damit verbundenen Marktliberalisierungen den Entwicklungsländern nützen oder schaden, basiert ausschliesslich auf den klassischen volkswirtschaftlichen Indikatoren wie dem Wachstum des BSP, den Importen und Exporten, den Kapitalflüssen, der Staatsquote und der Schuldenlast. Aussagekräftige makroökonomische Kennzah-

len wie bspw. der Gini-Index (ein Mass für die gleiche bzw. ungleiche Verteilung der personellen Einkommen), die (Frauen-)Erwerbsarbeitsquote oder die Arbeitslosenquote als Indikatoren für die Integration von Männern und Frauen in den Arbeitsmarkt fehlen. Damit suggeriert die Studie homogene Lebensverhältnisse, welche der Vielfalt und Komplexität der heutigen gesellschaftlichen Segregationen nicht gerecht werden.

Eine besonders folgenschwere Auslassung betrifft den Bereich der unbezahlten und noch immer grösstenteils von Frauen geleisteten Arbeit, die Peter Niggli's Analyse implizit dem Ausserökonomischen zuweist. Damit wird auch der Anspruch der im zweiten Teil des Buches publizierten Leitlinien der Arbeitsgemeinschaft der sechs grossen Schweizer Hilfswerke, die Frage der Geschlechterverhältnisse in ihrer strukturellen Dimension und in allen gesellschaftlichen Bereichen anzugehen, nicht eingelöst. Peter Niggli's Leerstellen legen somit den Schluss nahe, dass er von den konzeptionellen Weiterentwicklungen, den kritischen feministischen Beiträgen aus Theorie und Empirie sowie den daraus resultierenden politischen Forderungen jenseits der polarisierten Kontroversen zwischen Marktliberalismus und Neokeynesianismus keine Kenntnis genommen hat oder diese ignoriert, womit nicht nur deren gesellschaftspolitische Bedeutung untergraben, sondern auch eine entwicklungspolitische Chance vergeben wird.

Annemarie Sancar: Geschlechterverhältnisse und Entwicklungspolitik.

Replik auf Peter Niggli, in: Widerspruch 48, Zürich 2005.

Annemarie Sancar geht in ihrer Replik von der folgenden Aussage von Peter Niggli's Studie aus: «Wenn wir in der Schweiz zur Formulierung von entwicklungspolitischen Leitlinien und Perspektiven wirtschaftliche Fragen in den Vordergrund stellen, dann können u.a. Gender-Fragen vernachlässigt werden. Die Geschlechterfrage wird in den Entwicklungsländern selbst entschieden. Es liegt nicht an uns, uns dort einzumischen, denn wir haben dort nichts zu sagen und sind auch keine direkt involvierten Akteure.»

Diese Worte stellen laut der Replik eine ideologische Verzerrung dar, welche den Blick auf die Verflechtungen von Makro- und Mikroebene verstellt und die Tatsache ausblendet, dass der Handlungsspielraum der einzelnen Staaten sehr eng ist bzw. deren Bedingungen stark von den internationalen Machtverhältnissen abhängig sind. Weiter hält sie fest, dass sich Handelsabkommen als eine Manifestation

von Marktdynamiken auf Frauen anders auswirken als auf Männer. Verschiedene Studien haben gezeigt, dass sich Geschlechterhierarchien trotz Wachstum vielerorts verschärfen, womit sich allein schon eine geschlechterbewusste Reflexion der makroökonomischen Dynamik aufdrängt, wenn mit Wachstum auch eine Geschlechtergleichstellung erreicht werden soll. Sie plädiert für einen Paradigmawechsel, der Markt nicht nur als Produkt rationaler Prozesse, sondern auch als soziale Konstruktion versteht. Ihr ist es wichtig, nicht bei der Kritik stehen zu bleiben, sondern die verschiedenen Debatten aus Entwicklungspolitik, feministischer Ökonomie und Ideologiekritik zu verknüpfen, wozu die Analysen von Peter Niggli einen nützlichen Ausgangspunkt liefern würden.

Sabina Schleuniger

Evelyn Hanzig-Bätzing, Werner Bätzing: Entgrenzte Welten.

Die Verdrängung des Menschen, Rotpunktverlag, Zürich 2004

Hanzig und Bätzing greifen das weit verbreitete Unbehagen an heutigen Selbstverständlichkeiten auf und hinterfragen diese radikal: beispielsweise die ökonomische Verwertbarkeit des Menschen, das permanente Wirtschaftswachstum, die Optimierung des Menschen durch Medizintechnik, die Verkultung der Alterslosigkeit, das Verschwinden der Kindheit, die Inszenierung von fingierten städtischen und ländlichen Idyllen, die restlose Vernutzung von Natur. Sie zeigen die gemeinsame Logik auf, die all diesen Selbstverständlichkeiten zugrunde liegt. Es ist eine bestimmte Vorstellung von Freiheit, die es dem Menschen erlaubt, all das, was er will, für sich verfügbar zu machen. Die Hauptthese von Hanzig und Bätzing lautet: Als Voraussetzung für Fortschritt und Freiheit gilt heute das Dogma der Aufhebung aller traditionellen Grenzen. Als Beispiel dafür setzen sie die Internet-Zeit. Diese globale Zeit fixiere alles auf den Zustand, in dem es im Augenblick erscheint: Es werde entgrenzt, seines Gewordenseins enteignet und zu etwas unmittelbar Verfügbarem gemacht. Und diese Entgrenzung sei schlechthin – so Hanzig und Bätzing, – die Grundlage zahlloser Veränderungen und Dynamiken, die in vielfältigen Erscheinungsformen in unserer Lebenswirklichkeit auftreten.

Mich interessiert, wie Hanzig als Philosophin mit einer Affinität zur Psychoanalyse und ihr Ehemann Bätzing als Kulturgeograph und Alpenspezialist zur Veränderung traditioneller Abgrenzungen von Frau- und Mannsein in unserer heutigen Gesellschaft stehen. Was sagen sie zum Ziel von Frauen und Männern, sich aus den traditionellen Rollenzuweisungen zu befreien?

Im Kapitel «Die Verdrängung des Körpers als Freiheitsgewinn» kommt Hanzig zum

Schluss, dass es letztlich um die Überwindung der Auffassung vom Menschen als Körperlichkeit gehe. Sie zeigt, dass mit der Gleichsetzung absoluter Unabhängigkeit mit Freiheit und Autonomie auch Gesundheit und Krankheit als absolut machbar charakterisiert und damit der Gegensatz zwischen Gesundheit und Krankheit, zwischen Normalität und Anomalie auch absolut gesetzt werden. Gesundheit werde in diesem Zusammenhang als Leistungsfähigkeit definiert und mit gelingendem Leben identifiziert respektive werde Krankheit mit Leistungsschwäche und nicht gelingendem Leben gleichgesetzt. Und da setzen meine Fragen ein: Welche Leistungen sind denn gefragt? Werden sie nach wie vor arbeitsteilig erbracht? Gesamtgesellschaftlich gesehen kann ich mir heute noch keine geschlechterunabhängige Arbeitsteilung vorstellen. Also wer sollte was leisten? Trotz der «Verdrängung des Körpers als Freiheitsgewinn» geht Hanzig davon aus, dass Frauen weiterhin den menschlichen Nachwuchs austragen werden. Fragt sie doch an einer Stelle: Soll schwangeren Frauen das Recht eingeräumt werden, sich beim Nachweis einer erblich bedingten Seh- oder Hörstörung für einen Schwangerschaftsabbruch zu entscheiden? Und: Werden wir die Grosszügigkeit haben, schwangeren Frauen auch das Recht auf Nichtwissen einzuräumen? Mit diesem Einschub streift sie die Geschlechterfrage, die Frage einer geschlechtsspezifischen Zuschreibung der Verantwortung für gesunden Nachwuchs. Hanzig geht jedoch nicht näher darauf ein. Sie zitiert diese Fragen aus einem Artikel der Frankfurter Allgemeinen um die Auflösung der Grenze zwischen Mensch und Maschine zu illustrieren und folgert weiter unten, dass diese «Entgrenzung» zwischen Mensch und Technik den Menschen zur Gesundheit zwingen und zwar im Sinne eines sozialen Zwangs zur genetischen Optimierung der eigenen Person. Es folgen noch viele radikale, auch provokative, Thesen. Was ich bei der Lektüre dieses Buches jedoch vermisste, sind konkrete Akteure und Akteurinnen. Die abstrakte Analyse des «Menschen» ruft bei mir ein Unbehagen hervor. Ich hoffe, dass Neugeborene mit ihren unmittelbaren bis unberechenbaren Bedürfnissen, neugierige widerspenstige Mädchen und Knaben, suchende Burschen und jugendliche Frauen, fürsorgliche Männer und gut ausgebildete Frauen das Horrorszenario entgrenzter Welten, das Hanzig und Bätzing in ihrem Werk prognostizieren, noch lange von der Menschheit fernhalten werden.

Verena Hillmann

AUTORINNEN

Vania Alleva ist Dottoressa in Lettere und hat ein Nachdiplomstudium in interkultureller Kommunikation absolviert. Sie ist Leiterin der Abteilung Migration – Jugend – Gleichstellung der Gewerkschaft Unia und Präsidentin der Migrationskommission des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes SGB.

Rosanna Ambrosi, geboren 1944 in Zevio (Verona), aufgewachsen in Padova, lebt seit 1964 in Zürich. Sie ist Italienischlehrerin, Übersetzerin und Autorin, war Mitglied von paritätischen Kommissionen für Ausländerfragen der Stadt Zürich. Seit 1980 hat sie als Schriftstellerin (Lyrik und Prosa) und Migrationspezialistin verschiedene Bücher und Beiträge veröffentlicht.

Myrsini Arvanitis, Zürich, neusprachliche Maturität, studiert seit dem Herbstsemester 2005 Geschichte an der Universität Zürich.

Nadia Bellardi, 1970, Studium der Politischen Wissenschaften (Mailand) und der Interkulturellen Kommunikation (Venedig). Public- Relationsberaterin. Lebt seit 2004 in Zürich, ist bei Radio LoRa für die Öffentlichkeitsarbeit und das Fundraising zuständig. pr@lora.ch.

Jael Bueno, Soziologin, NDS Gender Management. Fachgebiet: Gender, Diversity Management, Migration. Leiterin des Präventionsprojekts «Luna» bei der Beratungsstelle Notteléfono Zürich.

María do Mar Castro Varela ist promovierte Politologin, Diplom-Psychologin und Diplom-Pädagogin. Sie lebt in Köln und ist zurzeit als freie Wissenschaftlerin und Lehrbeauftragte tätig. Zu ihren Arbeitsschwerpunkten zählen Migration, Interkulturalität, Antidiskriminierung, postkoloniale Theorie und Studien zur sozialen Gerechtigkeit. castrovarela@web.de.

Renata Ivanisevic, Cagliostra (Pseudonym). Schon als Kind lebte ich in einer Traumwelt aus Musik, Büchern und Bildern. Meine ersten vier Jahre verbrachte ich bei meiner Grossmutter in einem kleinen Dorf an der ungarischen Grenze, danach holten mich meine Eltern, damals Gastarbeiter, in die Schweiz. Die Eindrücke aus der damaligen Zeit habe ich in kurzen Geschichten festgehalten, doch das immer währende «Fremdsein» ist mein treuer Begleiter geblieben.

Renika John Rajeswaran ist Mittelschülerin und lebt in Zürich. Geboren in Sri Lanka, ist sie als Kleinkind vor 17 Jahren in die Schweiz migriert.

Anne Juhasz, 1973, ist promovierte Soziologin und arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Neuchâtel und als Lehrbeauftragte an der Universität Zürich. Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind Migration, soziale Ungleichheit und interpretative Sozialforschung. Sie ist als Tochter ungarischer Eltern in Basel geboren und wohnt heute in Zürich.

Anni Lanz (59), Menschenrechtsaktivistin und Mitglied bei Solidarité sans frontières und beim Solidaritätsnetz Region Basel, ehemalige Mitarbeiterin bei Olympe und beim Frauenrat für Aussenpolitik.

Sabina Larcher, Jg. 1966), wissenschaftliche Oberassistentin am Pädagogischen Institut der Universität Zürich. Arbeitsschwerpunkte: Bildung, Profession und Geschlecht, Geschlech-

terforschung im Kontext des Lehrberufs, Lehrer/innenbildungsforschung in synchroner wie diachroner Perspektive, Zusammenhang von Bildungsforschung und Bildungspolitik.

Cornelia Mayinger Bahadi lebt in Oberägeri ZG und arbeitet als Leiterin Migration beim Schweizerischen Roten Kreuz Kanton Zürich. Daneben führt sie eine Firma für Kulturmanagement. Sie ist als Kind mit ihren deutschen Eltern 1967 in die Schweiz eingewandert.

M. A. Isabel Miko Iso ist Doktorandin an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Zürich und arbeitet als Beauftragte für Gender Studies an der Universität Luzern. Ausbildung im European Women's College und Studium der Philosophie, Geschichte, Psychologie, Europäischen Ethnologie und Gender Studies in Basel, Zürich und an der Humboldt Universität zu Berlin. Frau Iso wurde von der Schweizerischen Gesellschaft für die Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften für ihre Magisterarbeit mit dem Sigerist-Preis 2005 ausgezeichnet.

Isabelle My Hanh Derungs, lic.phil., Ethnologin, macht überall ihre Feldforschungen und liebt ihren Garten. Gelegentlich arbeitet sie als Dozentin an der Hochschule für Soziale Arbeit Luzern und widmet sich als Wohltäterin ihrer Edition Amalia www.amalia.ch.

Susanna Perin, 1962, Künstlerin und Medienschaffende, lebte in Italien und in der Schweiz, ist in Brugg (AG) wohnhaft. Seit 1997 realisiert sie diverse Videoproduktionen und Internetprojekte. War als Künstlerin, Mitorganisatorin und/oder Mitinitiantin an diversen Projekten beteiligt, u.a. an EuroVision2000, MoneyNations2, TRANSIT MIGRATION. Sie ist Mitglied von Labor k3000 und Initiantin des Labels <do it> productions.

Marie-Anne Pinheiro-Fankhauser, 1970, lic. phil. Ethnologin, Bern. Mitarbeit im vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützten Projekt «Sozialer Wandel bei tamilischen Flüchtlingen in der Schweiz» (2001-2003), Forschungsschwerpunkt tamilische Kinder und Jugendliche im Raum Bern.

Esther Quetting, studierte Journalistik und Kommunikationswissenschaft in Fribourg. Langjährige Tätigkeit als Filmkuratorin in Basel und Zürich, mit besonderem Interesse für das Frauenfilmschaffen. Arbeitet zur Zeit freischaffend, u.a. an einem Buch zu Frauen und Kino.

Genny Russo, 1970 im Aargau geboren und aufgewachsen, lebt und arbeitet als selbständige Fotografin, Publizistin und Ausstellungsmacherin in Zürich. Ihre Arbeit befasst sich häufig mit AusländerInnen in der Schweiz und steht vor dem Hintergrund der eigenen Erfahrung des Dazugehörens und des Dazwischenseins. 2002/03 Mitbegründerin der Secondas-Bewegung und der IG Secondas. www.genny-russo.ch

Sabina Schleuniger, Historikerin und Ethnologin. Arbeitet als Redaktorin und Lektorin für verschiedene Lehrmittel-Verlage.

Impressum

Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik

Herausgeberinnen: Redaktion Olympe

Heft Nr. 22/Dezember 2005: Secondas – sichtbar vielfältig

Auflage: 1000

ISSN 1420-0392

ISBN 3-905087-45-6

Redaktion: Jael Bueno (Ottenbach), Martina Buzzi (Zürich), Luisa Grünenfelder (Luzern), Verena Hillmann (Zürich), Elisabeth Joris (Zürich), Sabina Larcher (Winterthur), Sandra Meier (St. Gallen), Esther Quetting (Zürich), Katja Schalbetter (Luzern), Michèle Spieler (Aarau), Silvia Staub-Bernasconi (Berlin, Zürich), Marina Widmer (St. Gallen), Susi Wiederkehr (Uster).

Redaktion dieser Nummer: Jael Bueno, Zürich

Fotos: Genny Russo, Zürich

Gestaltung/Layout: Luisa Grünenfelder, Luzern

Korrektur: Sawitext, Sylvia Sawitzki, Uster

Druck: Nicolussi, Zürich

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem und neutral geleimtem Papier

© Alle Rechte bei Olympe und den Autorinnen

Anschrift der Redaktion:

Olympe, Feministische Arbeitshefte zur Politik,

Untermättli 4, 8913 Ottenbach (Schweiz)

E-Mail: Bestellungen@olympheft.ch

www.olympheft.ch

Erscheint in der Regel zweimal jährlich

Preis Fr. 21.– (+ Versand), Abonnement für 2 Ausgaben Fr. 40.–

Postcheckkonto Schweiz: 80-38035-0

Postgirokonto Deutschland: 360 80 756, BLZ 660 100 75

Publikationsbeiträge: HEKS Zürich, Migros Kulturprozent.

Bisher erschienen:

Heft 1: Frauenrechte sind Menschenrechte (1/94)

Heft 2: Wirtschaftspolitik – Konflikte um Definitionsmacht (2/95)

Heft 3: Sozialpolitik – Arena des Geschlechterkampfes (3/95)

Heft 4: Wir leben hier – Frauen in der Fremde (4/95)

Heft 5: Der verwertete Körper – Selektiert. Reproduziert. Transplantiert. (5/96)

Heft 6: Architektur – Der verplante Raum (6/96)

Heft 7: Typisch atypisch – Frauenarbeit in der Deregulierung (7/97)

Heft 8: 1848–1998: Frauen im Staat – Mehr Pflichten als Rechte (8/98)

Heft 9: Einfluss nehmen auf Makroökonomie! (9/98)

Heft 10: Gesundheit!!! Standortbestimmung in Forschung, Praxis, Politik (10/99)

Heft 11: Feminismen und die Sozialdemokratie in Europa (11/99)

Heft 12: Männer-Gewalt gegen Frauen (12/00)

Heft 13: Marche Mondiale des femmes. Exploration – ein Mosaik (13/00)

Heft 14: Nationalismus: Verführung und Katastrophe (14/01)

Heft 15: Freiwilligenarbeit: wie frei – wie willig? (15/01)

Heft 16: Ordnung muss sein! Pädagogische Inszenierungen (16/02)

Heft 17: kreativ – skeptisch – innovativ, Frauen formen Recht (17/02)

Heft 18: draussen – drinnen – dazwischen: Women of Black Heritage (18/03)

Heft 19: Dispersion – Kunstpraktiken und ihre Vernetzungen (19/03)

Heft 20: Provokation. Personen, Debatten, Fakten. (20/04)

Heft 21: Sportlerinnen. Spitzenleistungen vor leeren Rängen? (21/05)

Heft 22: Secondas – sichtbar vielfältig (22/05)

Heft 23: erscheint im Juni 06